

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **96 (2017)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

31.03.2017

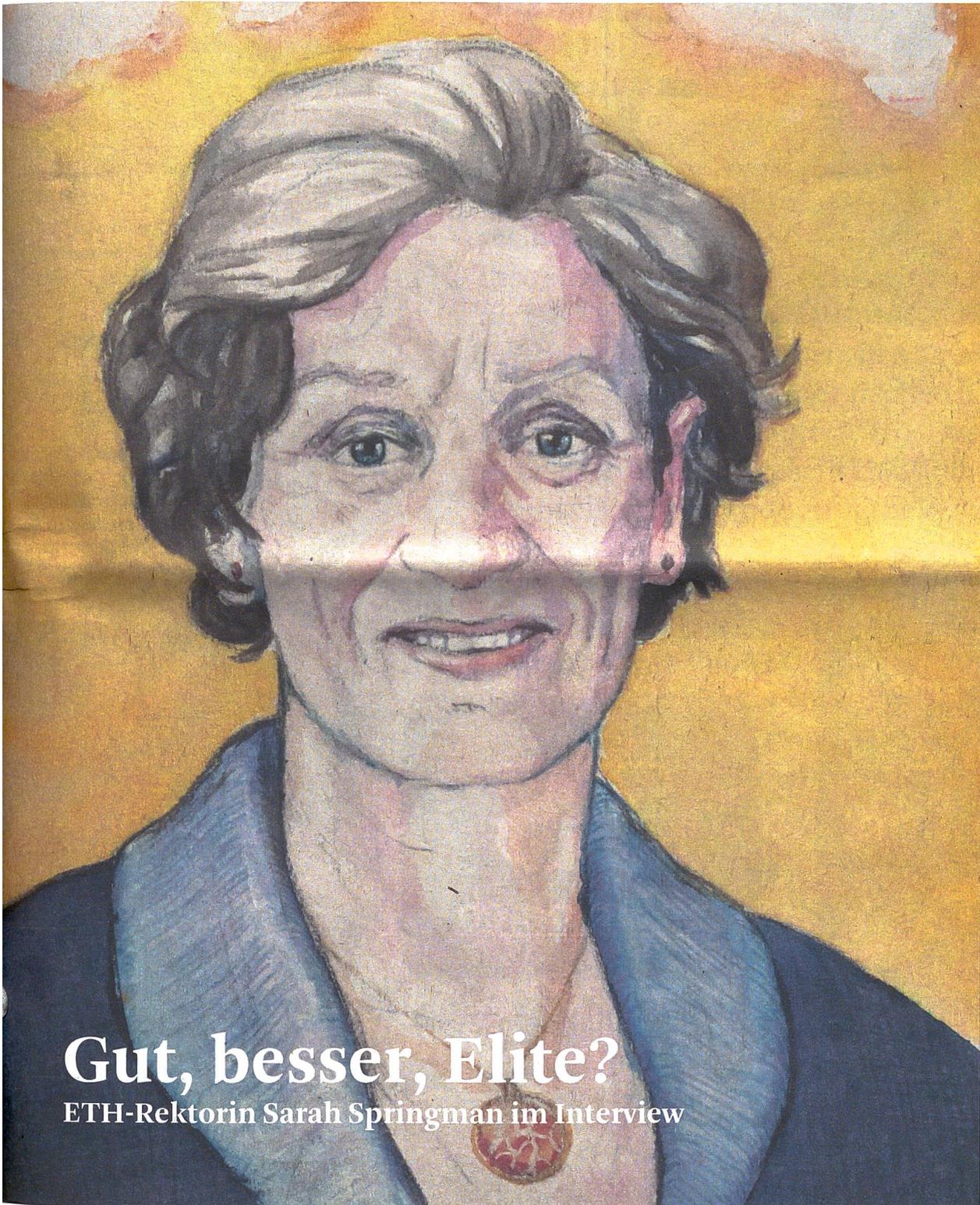
#2/17

Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich



Post CH AG AZB 8001 Zürich

& SSSSSSSSSSS 227/22 P
Botenbeizirk: 104 / 3660 Ex.
8001 Zürich



Gut, besser, Elite?

ETH-Rektorin Sarah Springman im Interview

Wahlen
Neuer Rat für
den VSUZH

Zahlen
Günstiger essen
dank Website

Qualen
Studis arbeiten
von früh bis spät



Wo ist das Leben?

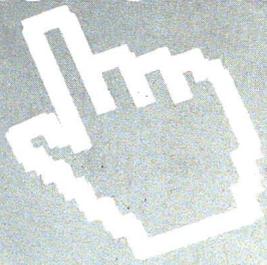
Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von
Rechtschreib-, Grammatik-
und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache
korrektorin@gmx.ch, 079 822 631
www.auftragskillerin.ch
(Studentin an der Uni Zürich
Lektorin der Z

Lies alle Arti-
kel der ZS
auch online!



News

4–5 Den Rat neu erfinden

Das VSUZH-Parlament wird neu gewählt

6–7 Aber bitte mit Schäumchen

Der grosse Kaffee-Test

9 Schlechter Ersatz

Jus-Studierende können Prüfungen künftig erst ein Jahr später nachholen

10 Schlemmen mit Rabatt

Zürcher Startup lädt ein zum spontanen und günstigen Dinner

11 Grauzone Ghostwriting

Immer mehr Studis nehmen die Hilfe von Ghostwritern in Anspruch

Thema

16–18 «Brücken bauen, die halten»

ETH-Rektorin Springman im Interview

19–21 Verhinderte Elite im Kosovo

Studieren an der Uni Prishtina ist prekär

Kultur

23 Glückssache oder Handwerk?

Fotojournalist Gerd Müller präsentiert seine Werke

24–25 Arbeiten im Dienst des Studiums

Vier Studentinnen erzählen von ihren Nebenjobs

28–29 Versuchen geht über Tierwohl

Welchen Regelungen unterliegen Tierversuche an der Uni Zürich?

30 Lest Zygmunt Bauman!

Der Soziologe über «Migration und Panikmache»

4 Comic 12 Impressum 12 Zeitgeist 13

Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle!

26–27 Kulturspalten

Fortschritte — Sehr früh lernen wir, besser sein zu wollen als die anderen. Dafür arbeiten wir an uns, und dafür gehen wir nicht zuletzt auch an die Uni. Und doch scheint die Spitze unerreichbar. Denn das Mass der Dinge, das sind immer auch die anderen. Diejenigen, die noch klüger und fortgeschrittener sind. Dementsprechend suspekt sind sie uns. Und dementsprechend unsympathisch ist uns der Begriff der «Elite».

So unsympathisch, dass nicht mal die Rektorin der ETH sich dazu durchringen kann, ihre Hochschule als Eliteuni zu bezeichnen (S. 18). Dabei: Wir sind Elite! An der Universität Prishtina hingegen lassen sich Dozierende bestechen und die akademischen Titel des Rektors sind zweifelhaft (S. 16). Das erschwert es beträchtlich, die gesellschaftlichen und politischen Umstände zu verbessern.

Sehen wir zu, dass wir unsere Möglichkeiten nutzen, Gewohntes neu und weiter zu denken und besser zu machen. Dass politisch engagierte Studierende in den VSUZH-Rat gewählt werden (S. 4) und Fakultäten den Unmut der Studierenden zu spüren bekommen, wenn sie Entscheidungen zu ihrem Nachteil treffen (S. 9).

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind



Den Rat neu erfinden

Im April wird das neue VSUZH-Parlament gewählt. Dabei kämpfen acht Fraktionen um 70 Sitze. Ihre Positionen im Überblick.

Reto Heimann und Stephanie Meier



Die grösste Fraktion des VSUZH vertritt die Studierenden des Standorts Irchel und besteht dementsprechend hauptsächlich aus naturwissenschaftlichen Studierenden. Trotz breitem Engagement in der fakultären Politik will die IGI allgemein studentische Interessen verteidigen, wie auch schon in früheren Projekten im Zentrum.

In der nächsten Legislatur stehen infrastrukturelle Anliegen im Fokus: Die neu errichtete Studibar soll auch weiterhin von Studierenden (mit-)geführt werden und Events von Fachvereinen beherbergen. Ausserdem will die IGI den Ausbau des Irchels aktiv mitverfolgen, sodass die Immobilienentwicklung in Einklang mit der Meinung der Studierenden vonstatten geht. Ein weiteres Anliegen der IGI ist, die Studiengebüherhöhung und die Abschaffung der kleinen Nebenfächer an der MNF zu verhindern.

Bisher: 20 Sitze



Die kriPo ist ein Sammelbecken verschiedener linker Strömungen und versteht sich selbst als politische Hochschulstimme. Sie politisiert nicht nur im VSUZH-Rat, sondern fällt auch immer wieder durch politische Aktionen ausserhalb des Rats auf. So hat sie im letzten Jahr eine Kundgebung gegen Studiengebüherhöhungen durchgeführt.

Auch gehört sie dem Komitee «Kämpfen für Bildung» an, das sich gegen Bildungsabbau einsetzt. Die kriPo wehrt sich dagegen, dass der VSUZH zu einem reinen Dienstleistungsbetrieb verkommt. So positioniert sie sich gegen die Ökonomisierung des Studiums. Der Entwicklung rund um Bologna 2020 steht sie kritisch gegenüber. Die kriPo setzt sich darüber hinaus ein für eine feministische Sicht und bekämpft jede Art von Sexismus.

Bisher: 16 Sitze



Trotz der Zweitbezeichnung «Interfakultäre Fraktion» vertritt die FILO hauptsächlich die Philosophische Fakultät und den Standort Zentrum. Ihr Hauptfokus liegt dabei pragmatischen Lösungen für Studierende, damit möglichst viele (administrative) Hürden für Studierende abgeschafft werden. In der nächsten Legislatur will sie beim Neubau im Zentrum bewirken, dass es dort mehr studentische Räume und ein besseres Campusgefühl gibt. Ausserdem soll sichergestellt werden, dass in der Speicherbibliothek gelagerte Materialien fürs Studium wieder einfacher verfügbar werden. Die FILO vereinigt nach Eigenaussage verschiedene politische Meinungen und versucht stets Kompromisse zu finden, weshalb sie Studierende vertreten können, die von verschiedensten Hintergründen kommen.

Bisher: 11 Sitze



Der Fachverein Ökonomie bringt die Anliegen der Wirtschaft in den VSUZH.

Die Korrelation zwischen Wirtschaft und studentischer Politik sieht der fvoec darin, wirtschaftliches Know-how in den Rat miteinbringen zu können. Genau an diesem Know-how mangle es im Rat öfters. Nach Eigenaussage ist der fvoec eine der etabliertesten Kräfte im VSUZH: Das gebe ihm die Möglichkeit, in Gesprächen mit der Uni mit der nötigen Durchschlagskraft aufzutreten. Konkret will der fvoec in der nächsten Legislatur erreichen, dass in möglichst allen Lehrveranstaltungen Podcasts hochgeladen werden.

Bisher: 10 Sitze



Als Vertretung der Studierenden in Oerlikon beheimatet die IGOR Studierende aller Richtungen. Zu ihren Prioritäten gehören die bessere Einbindung des Standorts Oerlikon in universitätspolitische Fragen sowie gute Aufenthalts- und Lernräume und ein verstärktes Campusgefühl an ihrem Standort. Eines ihrer Kernanliegen besteht in der Verbesserung des Modulbuchungstools, welches in einigen Studiengängen oft Schwierigkeiten bereite. Ausserdem setzt sich IGOR für mehr Transparenz im Nachtseminar ein, besonders, was die Finanzen und die Mitarbeit der Fachvereine betrifft.

«Wir vertreten fakultätsübergreifend die Interessen von allen, denen die Verbesserung der studentischen Rahmenbedingungen auch ausserhalb des Zentrums am Herzen liegt.»

Bisher: 8 Sitze

Als starke Interessenvertretung der Jus-Studierenden gegenüber der Fakultät will die SI Recht ihre juristischen Kenntnisse auch der allgemeinen Studierendenschaft zugute kommen lassen. Ihr Kernanliegen in der nächsten Legislatur betrifft die Studiengebüherhöhung, die sie um jeden Preis verhindern will. Ausserdem sammelt sie zur Zeit Unterschriften gegen die Abschaffung der Wiederholungsprüfungen an ihrer Fakultät (siehe S. 9). Trotz politischer Differenzen zur anderen Jus-Fraktion will sie nicht mit dem Fachverein konkurrieren, sondern diesen ergänzen. «Wir setzen uns für aktive und effektive Studierendenvertretung ein. Bei uns stehen die Interessen der Studierenden im Vordergrund.»

Bisher: 6 Sitze

Der Fachverein Jus ist die zweite und ältere Jus-Fraktion im VSUZH. Besondere Anliegen sind dem fvjus eine übersichtlichere Studiumsplanung sowie die Förderung der internationalen Mobilität für Studierende. Ihre Hauptaufgabe sehen die Vertreter und Vertreterinnen der Fraktion, den Jus-Studierenden den Studienalltag und den Einstieg in die Arbeitswelt zu erleichtern. Wer denkt, dass der fvjus eng mit der SI Recht zusammenspanne, irrt: Ideologisch am nächsten steht ihm der fvoec.

Bisher: 2 Sitze

move

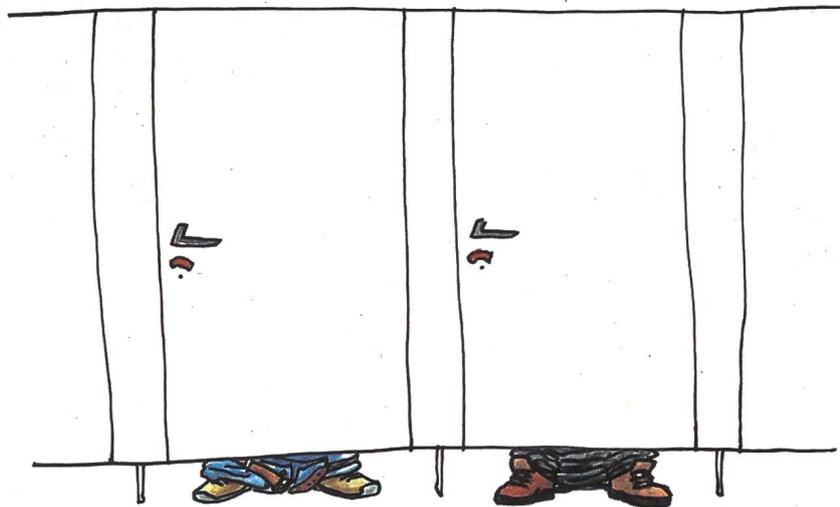
Die Kleinstfraktion move rund um Alex Touihri Wgeht ambitioniert in die Wah-

len: Nicht weniger als 25 Sitze sind das erklärte Wahlziel. Die Schwerpunkte setzt move bei der Verwirklichung von rund um die Uhr zugänglichen Lernräumen für Studierende. Weiter will sich move für studentischen Wohnraum und gegen ein Fleischverbot an der Uni stark machen. Nach Ansicht der Fraktion wird fleischlose Ernährung viel zu stark gewichtet, wohingegen andere Minderheiten, die sich etwa koschere oder Halal-Gerichte wünschen würden, nicht berücksichtigt würden.

Bisher: 1 Sitz

Vom 7. bis 28. April finden die Wahlen des VSUZH mittels elektronischer Stimmabgabe statt. Neu gewählt werden die 74 Mitglieder des Parlaments. Stimmberechtigt sind alle immatrikulierten Studierenden der Universität Zürich. Weitere Informationen unter www.vsuzh.ch/de/wahlen.

Eingebildet:



Leistungsdruck an der ETH:
Die Durchfallquote steigt schon vor den Prüfungen

Aber bitte mit Schäumchen!

Die Hände zittern und der Schädel dröhnt. Nach 40 Tassen Kaffee wird das schwarze Lebenselixier aller Studierenden langsam, aber sicher zum Gift. Wir haben die Mühe dennoch auf uns genommen und verglichen im grossen Uni-Kaffeetest 14 Kaffeestandorte rund ums Hauptgebäude.

Verkostet wurden jeweils ein Espresso, ein Kafi Crème und ein Cappuccino. Dazu liessen wir uns von Philipp Henauer beraten, Mitinhaber der gleichnamigen Rösterei: «Ein Kaffee sollte nicht zu bitter und auch nicht unangenehm sauer sein. Zusätzlich sollte er über unterscheidbare Geschmacksnuancen verfügen. Der Espresso wiederum braucht eine gewisse Intensität und natürlich eine elastische Crema, so Henauer. Auch auf die Menge und die Temperatur komme es an. Wir bewerteten die einzelnen Getränke mit den Noten 1-6, welche zusammen mit dem Ambiente die Gesamtnote ergeben. Der Preis spielte bei der Benotung keine Rolle. Wo es Vergünstigungen für Studierende gibt, sind die Legi-Preise angegeben.

Jan Bolliger, Jonathan Progin, Kevin Solioz (Text)
Armando Mura (Bilder)

1 Desta's Coffee/Alehouse

Das frisch eröffnete Café im ehemaligen Palmhof hat es gerade noch in den Test geschafft. Zum Glück, denn es hat Potential zum Kaffeemekka. Die Jungs von Desta sind absolute Freaks und wissen alles über Kaffee. Sie importieren sogar ihre eigenen Bohnen aus Äthiopien. Dementsprechend gut ist der Kaffee. Der Espresso ist schokoladig und säurearm, der Cappuccino-Schaum fein und das Ambiente einladend.

Note: ●●●●●●
Espr.: 4.- / Crème: 4.50 / Capp.: 5.-

2 Tannenbar

Bin ich versehentlich im Vorzimmer einer Arztpraxis gelandet? Nein, aber das sterile Ambiente der Tannenbar ist leider nicht weit davon entfernt. Bei so viel bleichem Licht schaffen es auch die Pflänzchen an den Tischen nicht, das Stimmungsbild aufzulockern. Dafür ist der Espresso ausgezeichnet. Dieser kräftige Shot vermag auch den schlafsten Studi wieder in Lernhaltung zu prügeln.

Note: ●●●●●●
Espr.: 2.70 / Crème: 2.70 / Capp.: 4.-

3 Zweistein

Das Zweistein liegt unter der Polyterrasse und ist der ruhige Nachbar des bQm. Es ist deshalb besonders unter Lernenden beliebt. Der Kaffee aus dem Vollautomaten hat uns überrascht. Er ist im Vergleich zum Kaffee aus ähnlichen Maschinen im Hauptgebäude erstaunlich ausgewogen und vollmundig. Ausserdem sind die schrulligen Grossmuttertässchen recht charmant.

Note: ●●●●●●
Espr.: 2.10 / Crème: 2.10 / Capp.: 2.20

4 Kafiwägeli Polyterrasse

Bei sonnigem Wetter tummelt sich auf der Polyterrasse allerlei Volk. Kein Wunder, der Blick über die im Dunst liegende Stadt ist umwerfend. Dazu schlürft man gerne eine Tasse Kaffee von einem der vier Kaffeemobile, die sich von Montag bis Freitag die Polyterrasse teilen. Allesamt bieten sie hervorragenden Kaffee aus den Espressomaschinen ihrer kleinen Gefährte. Die Preise variieren zwischen den Anbietern.

Note: ●●●●●●
Mo: Miró, Di: Drüradkafi
Mi, Do: Kaffee Kamel, Fr: Otter.

5 bQm

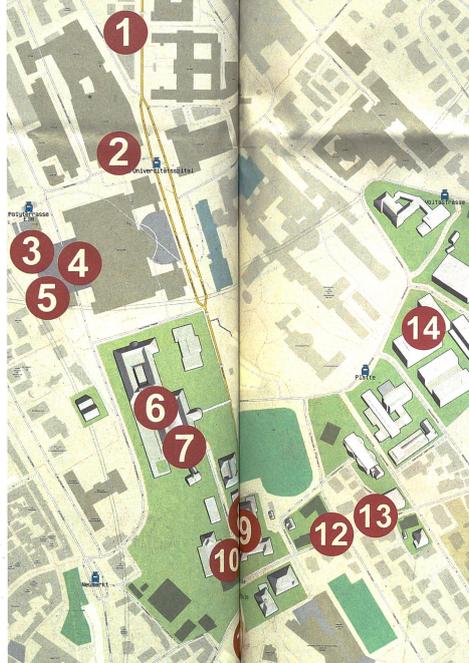
Ja, klar, niemand geht wegen des Kaffees ins bQm unterhalb der Polyterrasse. Und das darf auch so bleiben, denn der Kaffee Crème ist sehr heiss, der Espresso zu bitter, um das Prädikat «gut» zu erhalten, und der Schaum des Cappuccinos ist enttäuschend. Insgesamt sind alle Sorten einfach nichts Spezielles, aber auch nichts Schlechtes. Dafür gefallen die entspannte Atmosphäre und die gute Musik.

Note: ●●●●●●
Espr.: 2.50 / Crème: 2.50 / Capp.: 3.-

6 Untere Mensen, Lichthof, Rondell

Die Mensen versorgen uns täglich mit ausgewogenen und gesunden Mahlzeiten, leider aber auch mit mässigem Kaffee. Während der Cappuccino ohne erwähnenswerten Schaum kaum vom bitteren und verbrannten Kaffee Crème zu unterscheiden ist, sticht der Espresso mit seiner herben Intensität am meisten heraus. Das Rondell über dem Lichthof bietet meistens ein gewisses Theater-Logen-Feeling.

Note: ●●●●●●
Espr.: 1.50 / Crème: 1.50 / Capp.: 1.70



7 Kiosk Hauptgebäude

Alles, was beim und um den Lichthof gelegen ist, ist gut gelegen. Das trifft natürlich auch auf den Kiosk nebenan zu, der nicht nur als Portal zu den Toiletten verstanden werden sollte. Hier erhält man nebst einem ausgewogenen und nur leicht bitteren Espresso auch einen feinen Cappuccino mit zartem Schaum. Wer es eilig hat, sollte es aber unterlassen, einen Kaffee Crème zu kaufen: viel zu heiss!

Note: ●●●●●●
Espr.: 2.50 / Crème: 2.50 / Capp.: 3.-

8 Campuswelt Shop

Er versorgt uns gewöhnlich mit fast allem, was das Studierherz begehrt: Von Büchern über USB-Kabel bis hin zu Bleistiften findet man hier fast alles. Aber nur fast, denn einen guten Kaffee sucht man leider vergebens. Das einzig Erfreuliche ist die faszinierende Maschine, welche auf Knopfdruck Becher, Stäbchen und Kaffee rauslässt. Dieser ist aber sauer und flach. Der Cappuccino des Todes wird mit ekelig süßem Milchersatz hergestellt. Dafür ist er billig.

Note: ●●●●●●
Espr.: 1.- / Crème: 1.- / Capp.: 1.-

9 Mensa RWI

Die einzige Mensa, welche eine etwas andere Maschine hat. Die Bohnen sind aber dieselben. Der Kaffee war durchs Band zu heiss und etwas verbrannt. Dadurch erhielt er eine gewisse Bitterkeit. Dies verliert dem Espresso wenigstens ein bisschen Intensität. Ansonsten war er ähnlich langweilig wie in allen anderen Mensen.

Note: ●●●●●●
Espr.: 1.50 / Crème: 1.50 / Capp.: 1.70

10 Deutsches Seminar

Flüsternd bezahlt man an der Theke der Bibliothek und darf dann aus verschiedenen Sorten eine Nespressokapsel auswählen. Das Knacken beim Anstechen der Kapsel und das gemächliche Brummen entfalten sich magisch in der Stille der Bibliothek. So wird die Extraktion zur Meditation. Aber wehe, du redest dabei zu laut, dann wird links und rechts nicht mit giftigen Blicken gespart.

Note: ●●●●●●
Espr.: 1.50 / Crème: 1.50 / Capp.: -

11 Rami 59

Die Vegimisa ist eine gelungene Alternative zu den anderen Mensen - abgesehen vom Kaffee: Der Cappuccino mit Sojamilch ist beinahe ungeniessbar und der Kafi Crème auch höchstens durchschnittlich. Einziger Lichtblick ist der Espresso, der etwas sauer ist, zugleich aber ausgewogen und intensiv. Vorsicht: Die hellen und gemütlichen Räume sind während den Stosszeiten jeweils überfüllt.

Note: ●●●●●●
Espr.: 1.50 / Crème: 1.50 / Capp.: 1.70

12 Russo

Der Russo fährt gleich mit fünf Kaffeemaschinen auf, um übermüdete Studierende zu versorgen. Der Schaum des übergrossen Cappuccinos ist aber ungeniessbar, der gut temperierte Kaffee Crème viel zu wässrig, und der Espresso dürfte gerne intensiver und kräftiger sein. Das Lokal ist liebevoll mit karierten (Bar-)Tischdecken dekoriert, vermag den miesen Kaffee jedoch nicht zu kompensieren.

Note: ●●●●●●
Espr.: 1.- / Crème: 1.- / Capp.: 2.-

13 ApoTHEKE

Den besten Kaffee weit und breit gibt es in diesem gemütlichen kleinen Laden. Der Espresso ist intensiv mit ausgeprägter Säure und fruchtigen Noten. Kafi Crème gibt es keinen, dafür einen kräftigen Americano. Abzug gibt es nur für den Cappuccino, welcher zwar mit Herzchen, dafür aber wenig Schaum kam (dies ist aber nicht Standard, wie andere Besuche zeigen). Die Bohnen stammen vom Zürcher Kleinröster. Dazu gibt es Wasser und Cantucci (Keks).

Note: ●●●●●●
Espr.: 4.- / Crème: 4.50 / Capp.: 4.90

14 Careum

Die Medizin-Studis der Uni kommen in den Genuss eines eleganten Bistros mit durchaus respektablem Kaffee. Obwohl der fade Espresso klar verbesserungswürdig ist, überzeugen Kafi Crème und Cappuccino mit wohligerem und vor allem intensivem Aroma. Zudem wirkt das Lokal mit eleganten Hängelampen und einer äusserst sympathischen Mitarbeiterin sehr einladend.

Note: ●●●●●●
Espr.: 3.- / Crème: 3.- / Capp.: 3.50

Aktion durch Partizipation

Ratswahlen 2017

07.04 - 28.04

#govote #studentsmatter

vsuzh.ch/wahlen



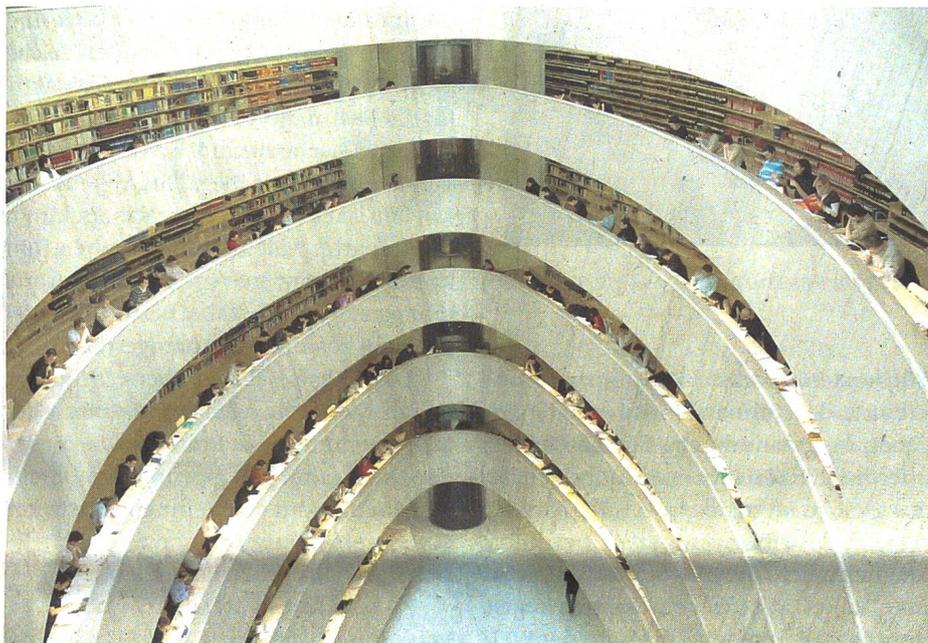
VSUZH



Schlechter Ersatz

Die rechtswissenschaftliche Fakultät hat die Ersatzprüfungen verschoben. Der Widerstand der Studierenden trägt bis anhin keine Früchte.

Anton Beck



Manche lernen für die gleiche Prüfung zwei Jahre. Unfreiwillig.

Es war bloss eine von vielen Informationen in der E-Mail, welche das Rechtswissenschaftliche Dekanat Anfang Februar an die Jus-Studierenden der Uni versandte. Nichtsdestoweniger eine wichtige. Sie beinhaltete nämlich, dass die Ersatzprüfungen in der Aufbaustufe des Bachelors wegen des Mehraufwands für die Professorinnen und Professoren aufgeschoben wurden. Die eingesparte Zeit hat für Studierende einschneidende Konsequenzen: Wer im zweiten oder dritten Jahr des Jus-Studiums ist und am Prüfungstermin krankheitsbedingt nicht erscheinen kann, muss nun ein ganzes Jahr warten, während man Prüfungen bislang noch im selben Semester nachschreiben konnte. Was für die Allgemeinheit tragbar erscheint, kann in Einzelfällen ganz schön mühsam werden.

Verzögerung in jedem Fall

So kann die neue Regelung etwa zu einer Verlängerung der Studienzzeit führen. Das

betrifft jene, die ihren Master an einer anderen Universität absolvieren oder nach dem Bachelor aussteigen wollen, und jene, denen wegen eines Krankheitsfalls für den Bachelorabschluss mehr als 18 ECTS – die erlaubte Anzahl für das Vorholen von Mastermodulen – fehlen. Nun deutete das Dekanat in seiner E-Mail zumindest an, über eine Härtefallklausel beraten zu wollen. Das wurde am 8. März auch getan, aber das Ergebnis ist wenig befriedigend.

Immerhin war die Kommunikation dieses Mal etwas klarer. Auf die Härtefallklausel beziehen kann sich, wer aus «zwingenden, unvorhersehbaren und unabwendbaren Gründen» den Prüfungstermin nicht wahrnehmen konnte und daher seine Studienzzeit verlängern muss. Die Krux dabei ist bloss, dass sogar jene, welche als Härtefall anerkannt werden, ein Semester auf die Ersatzprüfung warten müssen. Eine Verlängerung des Studiums kann also auch im Härtefall nicht

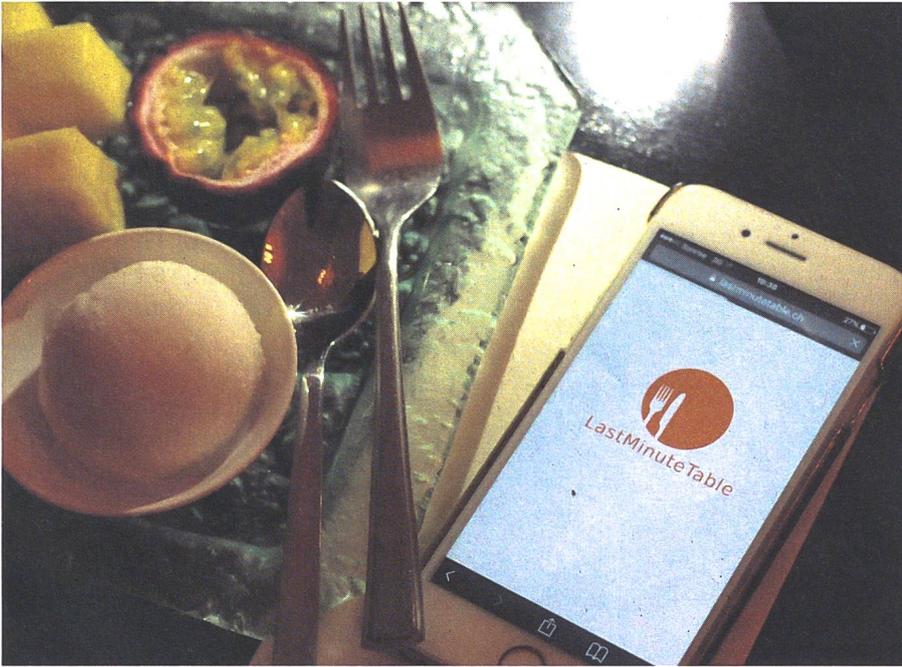
umgangen werden. Kurzum: All die Neuerungen sind für die Studierenden nicht von Vorteil.

Konstruktiver Widerstand

Umgehend positioniert hat sich dagegen die Studentische Interessengemeinschaft Recht (SI Recht). In einem Schreiben an das Dekanat übte sie nicht nur Kritik am Entscheid, sondern formulierte auch konkrete Vorschläge zur Lösung des Problems im Interesse beider Seiten. Etwa, dass sich die Studierenden explizit für die Ersatzprüfungen anmelden müssten. Mündliche Nachholprüfungen wären ebenso denkbar wie das spätere Durchführen der Ersatzprüfungen, was den Professorinnen und Professoren mehr Zeit zur Erstellung und den Studierenden mehr Zeit zum Lernen geben würde.

Nur Symbolik

Anfang März bekam das Thema dann allmählich auch von Seiten der Studierendenschaft eine gewisse Aufmerksamkeit. Vor dem RWI wurden Unterschriften gesammelt. Via Jodel und Facebook sollten die Jus-Studis mobilisiert werden, und tatsächlich kamen auch einige Stimmen zusammen. Bloss werden diese Anstrengungen wahrscheinlich nichts ändern. Es ist mehr ein symbolisches Zeichen des Widerstands, das die Jus-Studierenden und deren Vereine hier schaffen. Es wird unmissverständlich mitgeteilt, dass viele mit der unangekündigten und abrupten Entscheidung des Dekanats nicht einverstanden sind. Und doch scheint auf diese Unzufriedenheit nicht eingegangen zu werden. Eigentlich ist es traurig, dass die Moral anscheinend die ist, dass die Studierendenschaft sich zwar wehren kann, wenn sie etwas stört, dass es aber ein Kampf gegen Windmühlen bleibt. ◊



Per Internet zu erschwinglichem Essen auch im Restaurant.

Schlemmen mit Rabatt

Spontan essen gehen und dabei erst noch Geld sparen? Das Zürcher Start-up «Last Minute Table» macht es möglich.

Aylin Fidan (Text)

Karina Gander (Bild)

Für kostenbewusste Freundinnen und Freunde der Kulinarik gibt es neu ein Angebot, das gerade durch seine Einfachheit überzeugt. Es erlaubt den Hungrigen, für das gleiche Menü, das am Nachbartisch verspiesen wird, weniger zu bezahlen. Möglich macht dies das Start-up «Last Minute Table». Mit einer einmaligen Registrierung und wenigen Klicks auf der Website kann man zwischen verschiedenen «Cuisines» auswählen und profitiert so nicht nur von Preisnachlässen, sondern kann ganz nebenbei auch neue Restaurants entdecken.

Expansion geplant

Zum einen sollen so vor allem lokale Restaurants unterstützt werden, die in den Randzeiten mit leeren Tischen zu kämpfen haben. Zum anderen sollen mehr Leute dazu animiert werden, in Zeiten der unzählig gewordenen Fastfood-Ketten wieder öfter in herkömmlichen Restaurants essen zu gehen – eine kleine Optimierung der Zürcher Esskultur also.

Zurzeit sind 30 Restaurants mit von der Partie, weitere sollen bald dazukommen. Das Start-up, welches bisher nur mit Restaurants aus der Stadt Zürich zusammenarbeitet, möchte in naher Zukunft auch in die Agglomeration sowie nach Winterthur expandieren und hofft, bis 2019 schwarze Zahlen schreiben zu können. Laut Mitgründer Timothy Walder

bestehen die Herausforderungen aber nicht nur darin, neue Gastronomiebetriebe anzuwerben, sondern auch darin, die eigene Website bekannter zu machen. Obwohl diese in puncto Anwendung einer App bereits sehr nahe kommt, ist eine solche ebenfalls in Planung und soll diesen Herbst herauskommen.

Neue Wege gehen

Im Unterschied zu anderen Online-Buchungsportalen lässt «Last Minute Table» den Restaurants Spielraum, was die Spezialangebote, Preisnachlässe und den Zeitraum der zu vergebenden Tische betrifft. Dies ist nachhaltig und attraktiv für die Gastroanbieter und könnte leer gebliebene Tische zu einer Erscheinung der Vergangenheit machen. Das Angebot der Küchen ist ebenso breit wie das Spektrum der Rabatte, welche sich zwischen fünf und 20 Prozent bewegen. Mancherorts gibt es statt eines Rabatts zum Beispiel auch ein kostenloses Apérogetränk.

Die Website ist sehr übersichtlich gehalten. Man kann nach Restaurants in der Nähe suchen sowie Präferenzen zur Art der Küche und das gewünschte Datum eingeben. Dann erscheint eine Liste mit einer kleinen, aber feinen Auswahl, die sich durchaus sehen lassen kann.

Leise Enttäuschung

So weit die Theorie. Auch in der Praxis funktioniert das Konzept, aber der Testbesuch in einem thailändischen Restaurant fällt dann doch etwas enttäuschend aus. Den Preisnachlass bekommen wir erst, nachdem wir den Kellner verlegen darauf hingewiesen haben. Und selbst dann bezahlt man für Vorspeise und Dessert noch ziemlich viel. Klar, einen edlen Restaurantbesuch gönnt man sich nicht alle Tage! Doch wirklich Freude macht es nicht, wenn man nicht einmal ein Hauptgericht bestellen kann und anschliessend trotzdem eine ziemlich hohe Rechnung auf dem Tisch vor sich liegen hat.

Dass dieser eine Testbesuch nicht repräsentativ für die weiteren Restaurants sein kann, ist selbsterklärend. Denn eigentlich stellt «Last Minute Table» eine Win-Win-Situation dar, die dem jungen Unternehmen auch in Zukunft mehr Bekanntheit und die Zusammenarbeit mit mehr Restaurants garantieren dürfte. Und wenn dann auch noch der Service im Lokal stimmt, ist alles perfekt. ♦



Ghostwriting ist gar kein Gespenst, sondern Realität.

Grauzone Ghostwriting Arbeiten von Ghost- writing-Agenturen stehen zwischen Plagiat und Dienst- leistung.

Jana Bersorger und
Tobias Bolli (Text)
Kevin Solioz (Bild)

Menschen sind Meister der Auslagerung. Seit jeher geben wir Dinge, die wir selbst nur schlecht vollbringen können, an andere weiter. Eine geniale Art der Faulheit. Sie hat es uns ermöglicht, immer mehr Menschen auf immer mehr Gebieten für uns arbeiten zu lassen. Müssen wir alles selber machen, wo kämen wir hin?

Geistige Auslagerung

Ausgelagert wird vieles, darunter auch einiges, das wir selbst besorgen könnten. Beispiele dafür finden sich nicht nur im Wirtschaftsteil unserer Zeitungen. Auch in den hiesigen Bildungsstätten begegnet uns das Phänomen. Just da also, wo wirtschaftlicher Zwang noch nicht vorherrschen und ausschliesslich auf Eigenproduktion gesetzt werden sollte.

Flüstert die Muse mal nicht so vernehmlich, lässt sich bekanntlich ein Ersatz-Geist engagieren. Einer, der lediglich mit Schweizer Franken angeregt werden muss. Frei Haus liefert er dann, wozu man sich selbst nicht aufraffen mochte. Zum Beispiel eine Seminararbeit.

Zunächst aus Neugierde, berichtet ein Student, habe er die Seite eines Ghostwriters angesteuert. Da er eine Veranstaltung als überfordernd empfand, folgte auf die Neugierde Versuchung. In erster Linie müssen ja Kreditpunkte gesammelt werden. Ob diese mit einem tatsächlichen Wissenszuwachs korrespondieren, stehe

letzten Endes nicht auf dem Papier.

Der Student studiert Geisteswissenschaften. Kumulatives Wissen ist dort weniger gefragt. Einige Veranstaltungen können einfach abgehakt werden, ohne dass die dort vermittelte Materie wieder relevant wird. Dabei ist klar: Idealerweise besteht das Studium aus mehr als einer blossen Jagd nach ECTS-Punkten. In unserer vom Markt bestimmten Gesellschaft hat Bildung um der Bildung willen indes wenig Platz. Die abgelieferte Arbeit war dann, räumt der Betreffende ein, de-saströs. Ein Kauderwelsch, das irgendwie zusammengekleistert wurde. Der Dozent hat trotzdem sein Placet gegeben: Die Arbeit wurde angenommen. Auf dem von der Lehrkommission der Uni publizierten «Merkblatt für den Umgang mit Plagiaten» wird jedoch festgehalten, dass auch die Abgabe einer fremdverfassten Arbeit im weiteren Sinn ein Plagiat darstellt.

Illegales Plagiat

Die Abgabe einer solchen Arbeit kann also als nicht bestandene Studienleistung gewertet werden. Auch behält sich die Uni vor, ein Disziplinarverfahren einzuleiten. Die Ghostwriting-Agenturen und ihre Mitarbeitenden agieren hingegen im legalen Bereich: Die in Auftrag gegebenen Arbeiten werden von ihnen lediglich als Musterarbeiten deklariert, welche den individuellen Schreibprozess unterstützen sollen.

Ghostwriting-Unternehmen werben mit flexiblen Arbeitszeiten und mit dem Versprechen eines guten Gehalts um neue Mitarbeitende. Die Arbeit des Ghostwritings selbst scheint durchaus reizvolle Aspekte mit sich zu bringen, gerade für sprachaffine Menschen, die sich gerne breit gefächertes Wissen in verschiedenen Gebieten aneignen. Lorbeeren ernten wird man als Ghostwriter oder als Ghostwriterin allerdings nicht.

Die Agentur «Academic Ghostwriting» schreibt auf ihrer Website, dass sie mit ihrem Angebot die Chancengleichheit fördern wolle und vielbeschäftigten Studierenden beistehe. Dieses Argument ist äusserst fadenscheinig, da Ghostwriting, aus einer ökonomischen Perspektive betrachtet, keineswegs zur Chancengleichheit beiträgt. Vielmehr muss angeführt werden, dass die betreffenden Agenturen den Einzug kapitalistischer Prinzipien in das Bildungssystem unterstützen. ◇

Kindergeschichten — Meine Kindheit war schwer. Ich bin nicht bei meinen Eltern aufgewachsen, sondern wechselte von einer Pflegefamilie zur nächsten. Sobald ich mich an einem Ort angepasst hatte, wurde meine Mutter eifersüchtig und nahm mich wieder weg. Am meisten hätte ich mir ein richtiges Zuhause gewünscht.

Während dieser Zeit habe ich Kurzgeschichten über arme und reiche Kinder geschrieben. Das hat mich fasziniert. Die Geschichten habe ich immer für mich behalten – ich hatte keine Gelegenheit, sie mit anderen zu teilen. Ich konnte mich in diesem Sinn nicht richtig ausleben. Ich hatte mir gar nicht erst erträumt, beruflich etwas damit zu machen. Von den Geschichten habe ich keine mehr; über die Jahre habe ich sie alle verloren.

Meine Mutter arbeitete in der «Bally»-Schuhfabrik. Sie konnte mir für wenig Geld hochwertige Schuhe besorgen. Schuhe habe ich immer noch extrem gerne. Wahrscheinlich wollte ich deswegen Schuhverkäuferin werden. Mit 19 habe ich auch bei «Bally» zu arbeiten begonnen und bin 42 Jahre bei diesem Unternehmen geblieben. Im Grossen und Ganzen hat es mir gefallen, aber meine Vorgesetzten haben mir nicht immer gepasst. Sie haben zu viel Druck ausgeübt auf uns Schuhverkäuferinnen.

Ich musste mir alles selber aneignen und meine Niederlagen alleine meistern. Es ist eine heikle Frage, ob ich mich nochmals für mein Leben entscheiden würde. Ich habe mir nur vorgenommen, korrekt zu sein. Mit reiflichen Überlegungen ist es mir meistens gelungen.

Elisa Vetsch, 97

Zeitgeist

Zeitschrift für Storytelling
und altersgerechte Gestaltung

Hier erzählen Bewohnende des Alterszentrums Laubegg ihre Geschichte. Eine Zusammenarbeit mit «Zeitgeist». Text aufgezeichnet von Carolyn Kerchhof.

Zürcher Studierendenzzeitung
95. Jahrgang
Ausgabe # 2/17
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Melanie Oros:
geschaeftsleitung@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 3/17: 21.04.2017

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 3/17: 21.04.2017

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi, Reto Heimann, Juliana Maric, Stephanie Meier, Basil Noser, Kevin Solioz (Layout), Dominique Zeier

Mitarbeit
Melanie Baumgartner [mba], Anton Beck, Jana Bersorger, Tobias Bolli [tob], Jan Bolliger, Noemi Ehrat, Aylin Fidan, Jonathan Progin, Charlotte Richter, Melanie Studerus [mst], Elisa Vetsch

Bilder und Illustrationen
Noemi Ehrat, Karina Gander, Adelina Gashi, Armanda Mura, Kevin Solioz, Melanie Studerus

Aufschlagseite: ethz.ch (ZVG) / wikimedia commons

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 2/17
Dead Kennedys – Kill the Poor





Camenzind

Die richtige Chemie

Rotlicht — Im dunklen, leicht nach Essig riechenden Labor liegt ein Blatt Photopapier in der Entwicklerwanne. Langsam erscheint darauf die angefertigte Vergrösserung. Unter stetem Schwenken schärfen sich still und langsam die Kontraste, bis das Bild aus seiner Negativ-Existenz geboren ist. Dann ist es noch nass und glitschig. Erst nach dem Trocknen zeigt sich seine ganze Schönheit: Schwarzweiss glänzend und körnig wie Schleifpapier. Vergesst die iSight-Kamera eures Telefons, die richtige Photographie ist analog!



Gander

Gefühl

Poesie — In der Kürze liegt die Würze. Dieses Prinzip wird erfolgreich von der kanadischen Schriftstellerin, Künstlerin und Feministin Rupi Kaur verfolgt. Sie gilt als die Instapoetin schlechthin. Ihre kurzen Gedichte handeln von Themen wie physische und emotionale Gewalt, Verletzlichkeit und gleichzeitig von der Stärke der Frau von heute. Sie werden auch visuell von minimalistischen Illustrationen und ausdrucksstarken Fotostrecken begleitet. Das Ganze gibt es übrigens auch als Buch mit dem Titel «Milk and Honey».



Heimann

Sprachschnipsel

Durchsage — «Eine Information zur S nach Dietikon12: Die S nach Dietikon12 wird circa fünf Minuten später abfahren.» So klang die automatische Durchsage am HB. Irgendwie müssen die Sprachschnipsel im System durcheinandergeraten sein. Ausser mir schien niemand davon Notiz genommen zu haben. Ich wunderte mich: Wie überflüssig Bahnhofsdurchsagen doch geworden sind, seit man dieselbe Information zuverlässiger übers Smartphone bekommt. Ich machte mich auf den Weg: Ich hatte die S nach Üetliberg10 zu erwischen.



Zeier

Freiheit

Abfahren — Nachdem ich mein Leben beinahe zehn Jahre velo-los bestritten habe, habe ich mir nun doch wieder einen Drahtesel angeschafft. Er ist ca. 20 Jahre alt, sein Rahmen unglaublich schwer, und ja – hinten ist ein Körbchen befestigt. Zuvor hatte ich mir eingeredet, dass ich kein Velo brauche – in Zürich erreicht man schliesslich alles problemlos mit dem ÖV. Aber schon nach der ersten Fahrt bin ich ein Fan. Keine Ticket-Preise, keine vorgegebenen Haltestellen und vor allem keine schreienden Kinder. In einem Wort: Freiheit.



Solloz

Vom Toaster erzogen

Ktsching! — macht ein Toaster und spuckt dabei goldgebräunte Brotscheiben aus. Nicht so das gute Teil der Marke Jura. Dort spannt man das Brot seitlich ein und passt selber den richtigen Augenblick ab. Anfangs waren all meine Toasts verkohlt. Offenbar war mein Gehirn nicht fähig, eine ganze Minute lang fokussiert zu bleiben. Doch nach und nach gelang es. Der Toaster lehrte mich die hohe Kunst der Konzentration.



Gashi

Dankè

Auslandaufenthalt — Wenn man einen ganzen Monat in einem der ärmsten Europas verbringt, beginnt man das wohlbehütete Schweizer Leben zu hinterfragen. Man empfindet plötzlich Dankbarkeit für so viel Ordnung, Struktur und die beruhigende Verlässlichkeit, die sich zeigt, wenn der Zug pünktlich um 11:07 abfährt, das warme Wasser für alle WG-Mitbewohnerinnen und -mitbewohner reicht und dir der Strom nicht genau dann ausfällt, wenn du deiner Dozentin eigentlich eine E-Mail senden wolltest. Darum: Merci, Schwiiz!



Noser

Tubenwechsel

Bescheiden — Seinen Senf dazu geben. Weiss der Gugger, woher das kommt. Ich gebe fortan nur noch meine Mayo, dafür ausschliesslich zum Gelben vom Ei. Und das kommt vom Güg-gel. Also fast. Jedenfalls will ich betonen, dass meine Mayo nicht blosses Rumgegacker ist, sondern reichhaltige Nahrung für den Geist. Ein Protein-Shake aus der Feder, quasi. Wozu all die Senfs gegeben werden, ist Wurst.



Marić

Rüeblichau

Diskriminierung — Das Folgende sollte erwachsenen Menschen, die sich eigenständig ernähren, keine Neuigkeit sein – faulen Studierenden wie mir eventuell schon: Karotten werden im Supermarkt nach ihrer konventionellen Schönheit sortiert. Solche Modelle, die zum Beispiel zwei «Beine» bieten, zu dick, zu dünn oder einfach krumm sind, werden in die 1-Franken-pro-Kilo-Kiste verbannt. Im Dunkeln der hintersten Ecke der Gemüseabteilung findet man diese wundervollen Raritäten. Ich sage: Kauft die hässlichen Rüben!

#RüebliEmpowerment



Meier

Gegen Verschwendung

App — Die Welt im Kleinen zu verbessern, ist ja momentan so ein Trend. Nicht, dass ich was dagegen hätte, im Gegenteil. Gegen die Verschwendung von Essen gibt es zum Beispiel die App «Too Good To Go». Damit kann man Essen von verschiedenen Take-Aways oder Restaurants im Voraus zu einem reduzierten Preis kaufen und danach in einer gewissen Zeitspanne abholen. Das hat nur Vorteile für beide Parteien: Sie müssen weniger Nahrungsmittel wegschmeissen, und wir kriegen leckeres Essen zu einem günstigen Preis und dazu noch ein gutes Gewissen.



Elite ≠ Elite

Wir können dank Nachhilfe ins Gymnasium, mit Ritalin zum Bachelor und die Masterarbeit vom Ghostwriter schreiben lassen. Von Potenzial alleine hängt unsere Ausbildung längst nicht ab. Die Wirtschaft bombardiert uns mit Angeboten, um an die Spitze zu kommen. Denn dahin wollen wir, da darf es ruhig etwas kosten. Der Druck, zu den Besten zu gehören, begleitet uns von Kindesbeinen an. Je besser die Leistung, desto höher die Belohnung. Doch was motiviert uns, danach zu streben, Teil der Elite zu sein? Wollen wir exzellent sein oder vor allem so wahrgenommen werden?

Um dies zu beantworten, muss Elite erst definiert werden. Doch eine einheitliche Definition scheint unmöglich. Für Studierende im Kosovo führt der weg zur Elite ins Ausland, zum Beispiel an die ETH in Zürich. Die Elite wird dann zum Symbol für die Befreiung vom ausgewählten Alltag. An der ETH allerdings betont die Rektorin Sarah Springman, dass die Lehre nicht nach Elite-Rankings, sondern auf eine hochwertige Ausbildung ausgerichtet sei. Wer ist also unsere Elite?

Basil Noser



Springman schaut zufrieden auf ihre ersten beiden Jahre als ETH-Rektorin zurück.

«Brücken bauen, die halten»

Die Rektorin Sarah Springman über Elite, Leistungsdruck und die tiefe Frauenquote an der ETH Zürich.

Reto Heimann (Interview)

Frau Springman, was bedeutet für Sie Elite?

Ich mag den Begriff nicht besonders. Mir ist wichtiger, dass unsere Studierenden die Möglichkeit haben, ihr Potenzial auszuschöpfen. Dass sie den Mut haben, Dinge auszuprobieren, auch wenn sie nicht immer erfolgreich sind. Dass sie auch im Arbeitsleben auf das zurückgreifen können, was sie hier gelernt haben. Das ist unser Anspruch und nicht, dass wir als Elitehochschule wahrgenommen werden.

Trotzdem haben Sie in einem Interview die beiden ETHs mal als «Oxbridge der Schweiz» bezeichnet und somit mit den beiden Eliteunis Oxford und Cambridge verglichen. Was macht die ETH Zürich zur Eliteschule?

Eine interessante Frage. Ich stelle Ihnen eine Gegenfrage: Was macht Oxbridge für Sie zur Elite?

Auffallend viele Abgängerinnen und Abgänger aus Oxford oder Cambridge, aber auch aus den Ivy-League-Universitäten in den USA, besetzen wichtige Positionen in Politik und Wirtschaft.

Da haben Sie die Antwort. Denn bei der ETH verhält es sich ähnlich. Ähnlich wie Oxford und Cambridge verfolgen wir die Politik, die besten Leute anzuziehen. Ich selbst habe in Cambridge studiert, und was mir bis heute auffällt: Wenn ich jemanden im Ausland treffe, der oder die auch in Cambridge oder Ox-

ford studiert hat, dann sind wir sofort miteinander verbunden. Ähnlich geht es wohl auch Absolventinnen und Absolventen der beiden ETH. Deshalb will ich auch die Verbindung mit der EPFL in Lausanne noch weiter ausbauen. Am Schluss geht es darum, ein möglichst gutes Netzwerk unter den Alumni und Alumnae aufzubauen.

Wer sich für die ETH entscheidet, entschliesst sich zu einem strengen Studium. Lange Arbeitstage, anspruchsvoller Stoff, wenig Ferien. Warum ist dieser immense Leistungsdruck nötig?

Weil wir den Anspruch haben, ein gewisses Qualitätsniveau zu erreichen. Ein Beispiel: Ich bin Bauingenieurin. Und als solche erwarte ich, dass meine Studierenden am Schluss eine Brücke bauen können, die hält. Es ist uns aber nicht nur ein Anliegen, dass sich unsere Studierenden zu Experten und Expertinnen entwickeln können. Wir wollen sie auch dabei unterstützen, sich zu kritisch denkenden Menschen zu entwickeln, die später Verantwortung in der Gesellschaft übernehmen können.

30 Prozent der Studierenden, die ein ETH-Studium anfangen, verlassen die ETH ohne Abschluss. Sind sie schlicht zu wenig gut für die ETH?

Die ETH steht als öffentliche Hochschule allen Maturandinnen und Maturanden offen. Deshalb brauchen wir andere Möglichkeiten, um herauszufinden, wer für ein ETH-Studium geeignet ist. Dafür sind die Basisprüfungen nach dem ersten Studienjahr da. Ich will allerdings nicht, dass begabte Leute ihr ETH-Studium nicht weiterführen können, weil die Basisprüfungen eine zu grosse Hürde sind. Deshalb sind wir laufend daran, das System zu verbessern. So haben wir versuchsweise die Basisprüfungen in einigen Studiengängen geteilt, damit die Studierenden selbst möglichst früh eine Rückmeldung bekommen, ob sie auf dem richtigen Weg sind. Wir müssen unbedingt unser Qualitätsniveau halten. Denn die späteren Arbeitgebenden erwarten von den Abgängerinnen und Abgängern schlicht sehr viel.

Wäre es Ihnen lieber, die Basisprüfungen würden zugunsten einer Aufnahmeprüfung abgeschafft?

Nein. Jedes System hat Vor- und Nachteile. Vorteil des Schweizer Systems ist, dass alle frei entscheiden können, was sie studieren wollen. Es ist an uns, den Neustudierenden zu helfen, sich in ihrem Studium zurechtzufinden. Auch sind nicht alle Maturanden und Maturandinnen auf demselben Niveau, wenn sie zu uns kommen, und sie haben nicht alle dasselbe Potential. Aus diesen Gründen ist das Basisjahr sinnvoll.

Sie sind nun etwas mehr als zwei Jahre im Amt. Wie fällt Ihr persönliches Fazit aus?

Ich bin zufrieden. Wir haben viel erreicht in den

letzten zwei Jahren: Ich denke da beispielsweise an den Bachelorstudiengang Humanmedizin, den wir zusammen mit den Universitäten Basel, Zürich und Lugano verwirklichen konnten. Vier Hochschulen in so kurzer Zeit zusammenzubringen, ist unglaublich.

Wo sehen Sie Baustellen?

Ich würde nicht von Baustellen sprechen. Weiterentwicklung trifft es besser. Diese Weiterentwicklungen sind langfristig angelegt: Aktuell gehen wir mit Vertretern aus allen Departementen der Frage nach, was unsere Absolvierenden im Jahr 2030 brauchen werden.

Was werden sie brauchen?

Natürlich werden auch in Zukunft die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachkenntnisse zentral sein. Daneben wird aber die Fähigkeit, sich in multidisziplinären Teams zurechtzufinden und Wissen kritisch zu hinterfragen, immer wichtiger. Denn die Zeitspanne, in welcher das heute vermittelte Wissen durch neue Erkenntnisse ersetzt wird, wird immer kürzer. In der Informatik zum Beispiel ist heute gelerntes Wissen bereits zwei Jahre später nicht mehr aktuell.

Die ETH taucht regelmässig in den Top-Rankings der Unis weltweit auf. Das ist erstaunlich, ist doch die ETH im Gegensatz zu anderen Top-Unis eine öffentlich finanzierte und zugängliche Hochschule. Wie schafft es die ETH im Konzert der Grossen mitzuspielen?

Die ETH profitiert davon, dass sie viel Unterstützung durch den Bund erfährt und

grosses Vertrauen genießt. Nur so können wir die Bedingungen schaffen, um die besten Leute auf allen Stufen anzuziehen. Für mich ist das vergleichbar mit einem Sportteam. Man muss den Ambitioniertesten die Möglichkeit geben, zu brillieren, um damit andere anspornen zu können. Die Schulleitung setzt Ziele und schafft optimale Rahmenbedingungen. Aber erst die Autonomie der Forschenden erlaubt es der ETH, auf Dauer erfolgreich zu sein.

Wie wichtig sind Ihnen diese Spitzenplatzierungen in den Rankings?

Es freut mich natürlich, dass die ETH in diesen Rankings so weit oben anzutreffen ist. Die ETH richtet ihre Lehre und Forschung aber nicht danach aus, in diesen Rankings gut abzuschneiden. Unsere Ziele sind vielmehr: Exzellente Lehre. Brillante Forschung. Und natürlich ist es uns ein Anliegen, dass das erlernte Wissen in die Gesellschaft getragen wird.

«Ich mag den Begriff Elite nicht.»

Stichwort Exzellenz: Da die ETH Weltruf genießt, zieht sie auch immer mehr Studierende aus dem Ausland an. Auf Bachelorstufe sind es knapp 20 Prozent, auf Doktors- und Professorenstufe hingegen fast 70 Prozent. Wie erklärt sich diese Zunahme?

Erstens: Im Bachelor sind nur 13 Prozent der Studierenden Bildungsausländer. Die Differenz zu den von Ihnen angesprochenen 20 Prozent sind Studierende, die zwar keinen Schweizer Pass, aber in der Schweiz die Matura gemacht haben und deren Eltern in der Schweiz Steuern bezahlt haben! Zweitens: Viele Schweizerinnen und Schweizer wollen nach dem Master raus aus der Uni und rein in die Arbeitswelt. Obwohl über 95 Prozent der Bachelor-Absolventen und -Absolventinnen der ETH im Master erhalten bleiben, deckt dies den zukünftigen Bedarf des Schweizer Arbeitsmarktes noch nicht ab. Deshalb müssen wir im Master auch auf exzellente Studierende aus dem Ausland zurückgreifen. Nur stellt sich die Frage: Soll die ETH noch weiterwachsen?

Soll sie?

Ich finde nicht. Es fehlt der ETH schlicht an Platz, um noch weiterwachsen zu können. Es ist gut, wenn sich die Grösse der ETH im aktuellen Rahmen von etwa 500 Professorinnen und Professoren und 20'000 Studierenden einpendelt.

Ca. 95 Prozent der Bachelorstudierenden bleiben der ETH im Master erhalten. Wieviel Sinn ergibt da die Zweiteilung Bachelor/Master überhaupt?

Ich finde das System gut. Denn die Zweiteilung des Studiums erlaubt es den Studierenden, mit dem Master einen frischen Start hinzulegen. Und gerade weil wir im Master viele ausländische Studierende anziehen, ist das Bologna-System auch für die Internationalität und Exzellenz sowie für die Rekrutierung auf Doktorsstufe wichtig.

An der ETH Lausanne wird laut über eine Studiengebührerhöhung nachgedacht. Wie sieht es an der ETH Zürich aus?

Diese Frage müssen Sie dem ETH-Rat stellen. Nur so viel: Wenn man die Studiengebühren erhöht, läuft man Gefahr, dass sich die Studierenden plötzlich als Kunden fühlen – und das sind sie nicht. Sie sind Studierende. Als Hochschule haben wir die Aufgabe, den Studierenden zu helfen, ihr Wissen und ihre Fertigkeiten zu erweitern. Diesbezüglich habe ich viel vom Schweizer System gelernt.

Mit anderen Worten: Sie selbst sind gegen eine Erhöhung?

(lacht) Das haben Sie gesagt.

Die Frauenquote an der ETH ist sowohl auf der Studierenden- als auch auf der Dozierendenseite tief. In Zahlen: 30 Prozent Studentinnen und nur gerade 13 Prozent Professorinnen. Sehen Sie das als Problem?

Wir befinden uns in einer Entwicklungsphase. Man muss sich in Erinnerung rufen, dass die erste Professorin an der ETH erst 1985 berufen wurde. Als ich 1997 an die ETH kam, war ich erst die neunte ordentliche Professorin. So gesehen hat sich schon viel getan. Wir sind auf einem guten Weg.

Aber warum ist die Quote auf der Studierenden-seite nach wie vor so tief?

Das mag irritieren, denn eigentlich machen heute mehr Frauen als Männer die Matura. Zwischen den einzelnen Profilen gibt es aber grosse Unterschiede. So liegt der Frauenanteil im mathematischen Profil, aus dem die meisten Studierenden an die ETH kommen, nur bei 40 Prozent. Wir können also nicht erwarten, dass kurzfristig gesehen gleich viele Männer wie Frauen an der ETH studieren werden. Ich sehe aber, dass wir uns in Richtung 40 Prozent bewegen werden. Damit wäre ich zufrieden.

Sie sind Rektorin einer Tophochschule. Sie sind Spitzenwissenschaftlerin. Sie sind jahrelang Triathlon gelaufen. Mein Tag hat 24 Stunden.

Wie schaut es bei Ihnen aus?

(lacht) Meiner auch. Ich setze mir klare Prioritäten. Ich überlege mir fortlaufend, was meine Ziele sind, und organisiere dann dementsprechend. Ich habe mal gelesen, dass nur rund vier Prozent der Entscheidungen, die wir treffen, bewusste Entscheidungen sind. Es geht also darum, das Unbewusste ein wenig zu steuern. Meiner Meinung nach braucht man, um erfolgreich zu sein, etwas Talent und ein paar klare Ziele. Der Rest ist harte und konsequente Arbeit. ♦

Zur Person

Sarah Springman (60) wuchs in London auf und studierte an der Universität Cambridge. Seit 1997 ist sie ordentliche Professorin für Geotechnik an der ETH Zürich, der sie seit 2015 auch als Rektorin vorsteht. Nebst ihrer akademischen Karriere ist Springman eine ausgezeichnete Sportlerin: Sie ist mehrfache Europameisterin im Triathlon. Für ihre sportlichen Erfolge wurde ihr 2012 der Order of the British Empire, die höchste Auszeichnung, die eine britische Privatperson erwerben kann, verliehen.



Laut «Daily Telegraph» das dritthässlichste Gebäude der Welt: Die Universitätsbibliothek in Prishtina.

Verhinderte Elite im Kosovo

Der Universität Prishtina gelingt es nicht, das Potential des jungen Staates auszuschöpfen.

Adelina Gashi (Text und Bilder)

Diellza sitzt mit einem Lehrbuch auf dem Schoss auf ihrem Bett. Zu ihren Füßen steht ein summender Heizlüfter, der die fehlende Heizung ersetzt, als ihre Mitbewohnerin und Schwester Era nach Hause kommt. Wütend schmeisst sie ihren Rucksack zu Boden, um ihrem Unmut Ausdruck zu verleihen: «Unsere Prüfung wurde schon wieder verschoben!» Era ist Medizinstudentin im dritten Jahr an der Universität Prishtina im Kosovo. Drei Mal ist sie nun schon an die Prüfung, bloss um ohne Begründung wieder nach Hause geschickt zu werden. Das Versprechen, dass die Prüfung in ein paar Tagen nachgeholt werde, wurde bisher nicht eingelöst. Entnervt setzt sich Era nun ebenfalls auf das Bett und widmet sich ein weiteres Mal der Prüfungsvorbereitung.

Zwei Zimmer, fünf Frauen

Era lebt mit ihrer Schwester Diellza in einer Zweizimmer-Wohnung in der kosovarischen Hauptstadt Prishtina. Die beiden wohnen, um Geld zu sparen, mit drei weiteren jungen Frauen zusammen, die sich gemeinsam das Nebenzimmer teilen. Die Miete für die Wohnung beträgt 200 Euro, was dem durchschnittlichen Monatslohn im Kosovo entspricht. Era will Ärztin werden. Nicht nur, um später einen angesehenen Beruf ausüben zu können, sondern auch, um den finanziellen Sorgen ein Ende zu bereiten. Hierfür möchte sie jedoch eines Tages an eine aus-

ländische Universität wechseln. Und so geht es vielen Studierenden der Universität Prishtina. Ihr Ziel ist das Ausland, und die Universität Prishtina dient dabei lediglich als Sprungbrett.

Der Kosovo, ein vom Krieg gebeuteltes Land, kämpft seit Jahrzehnten mit einer instabilen Politik und schwachen Wirtschaftslage. Seit der Unabhängigkeitserklärung von 2008, in der Bevölkerung so viel Hoffnung geweckt hatte, geht es trotz vieler Versprechungen der Regierung nur schwer voran. Die Republik im Südosten des Balkans hat eine Arbeitslosenquote von etwa 33 Prozent und gleichzeitig die jüngste Bevölkerung Europas mit einem Altersdurchschnitt von ungefähr 27 Jahren. Eine der grössten potentiellen wirtschaftlichen Kräfte stellt somit die Jugend des Kosovos dar, doch diese sieht ihre Zukunft woanders und möchte nur eins: weg. Weg aus der Perspektivlosigkeit, Arbeitslosigkeit und Armut in ein neues, besseres Leben im Ausland. Bildung ist dabei der Schlüssel zu diesem lebenswerteren Leben. Nur scheint sie sich nicht in der Heimat finden zu lassen.

Verschwendetes Potenzial

Die Universität Prishtina, die höchste Bildungsstätte, erweckt den Anschein, als vermöge sie die potentielle Elite des Landes nicht zu fördern. Stattdessen fungiert sie als Zwischenstation, nach der es mit abge-

schlossenem Bachelor für das Weiterstudium gen Westen geht.

Die Universität Prishtina wurde 1970 gegründet. Sie beheimatet 14 verschiedene Fakultäten und etwa 40'000 Studierende. Die politische Geschichte der Universität ist geprägt von ständigen Führungswechseln, Korruptionsvorwürfen und studentischen Protestläufen. Mit dem Antritt des neuen Rektors

Marjan Dema, der nun seit einem Jahr im Amt ist, wuchs die allgemeine Hoffnung auf Reformen und Besserung. Dema versprach einen markanten Wandel, um der Universität zu einem höheren Bildungsniveau zu verhelfen: feste und

«Politischer Einfluss ist natürlich.»

transparente Regelungen, bessere Lehrmittel und Infrastruktur sowie kompetentes und zuverlässiges Lehrpersonal. Was aber tatsächlich umgesetzt wurde, ist mangelhaft. Noch immer beschweren sich Studierende wie Era und ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen über zu kleine Vorlesungssäle, veraltete Lehrbücher und Professoren und Professorinnen, die nicht zu den Lektionen erscheinen. Prüfungsergebnisse können mittels Bestechung verbessert werden, und Studienzulassungen lassen sich durch die richtigen Beziehungen regeln.

Schöne Büros, schöne Worte

Der Versuch, Rektor Marjan Dema um ein Gespräch zu bitten, um zu diesen Vorwürfen Stellung zu nehmen, scheitert. Obwohl seine Assistentin auf Anfrage einen Termin gewährt, heisst es zum vereinbarten Zeitpunkt plötzlich, dass der Rektor keine Zeit habe. Verhandlungen um ein kurzes Statement des Mathematikprofessors bleiben erfolglos, und man wird von den Sicherheitsleuten freundlich, aber bestimmt gebeten, das Rektorat zu verlassen, nachdem sie sich nach dem Inhalt des Gesprächs erkundigt haben. Es scheint, als wolle Dema die kritische Auseinandersetzung meiden. Diese Vermutung bestätigt sich, als wenige Wochen später ein Interview mit dem Rektor im kosovarischen Staatsfernsehen erscheint, wo die Journalistin Jeta Xharra das erste Amtsjahr Marjan Demas diskutiert. Xharra scheut sich nicht, Dema mit den Beschuldigungen zu konfrontieren, dieser umgeht es jedoch, klar Stellung zu beziehen, und versucht Xharras Vorwürfe als Behauptungen abzutun. Das Gespräch der beiden erreicht einen emotionsgeladenen Höhepunkt, als Xharra Demas Professur anzweifelt und ihm unterstellt, mit bloss vier statt fünf wissenschaftlichen Publikationen, wie es die Statuten der Universität Prishtina verlangen, den Titel erlangt zu haben. Der Rektor ist über die Infragestellung der Rechtmässigkeit seiner akademischen Position sichtlich erbost und beschuldigt Xharra und die Medien, der Universität Prishtina schaden zu wollen. Dieser Überzeugung ist auch



Zimmer im Studentinnenheim in Prishtina.

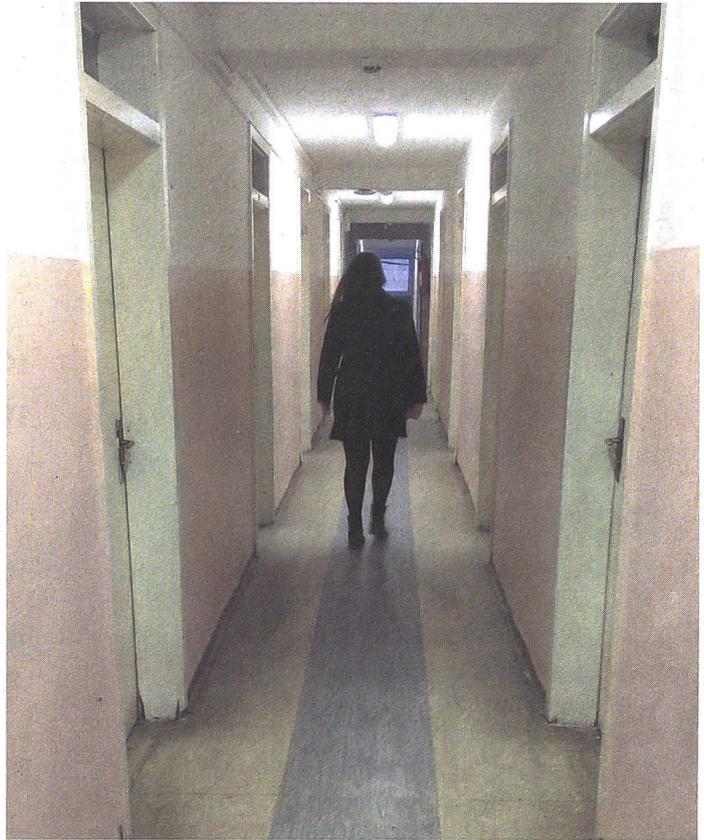
Bujar Dugolli, Dekan der Philosophischen Fakultät an der Universität. Im Gegensatz zu Dema hält er seinen Interviewtermin ein. Hierfür lädt er in sein grosszügig eingerichtetes Büro, wo er fast schon defensiv hinter seinem Schreibtisch sitzt.

Im Gespräch erklärt der Geschichtsprofessor, dass die Medien eine falsche Wahrnehmung der Universität Prishtina fördern würden. Korruption sei immer noch ein Problem, räumt Dugolli ein, aber in einem weitaus weniger alarmierenden Ausmass als von den kosovarischen Medien dargestellt. Angesprochen auf die zahlreichen politischen Verbindungen der Professoren und Professorinnen, die oftmals auch eine Position in der kosovarischen Regierung innehaben, meint Dugolli, dass die Universität stolz sei, Vertreter des Staates zum Lehrkörper zählen zu können: «Politischer Einfluss ist natürlich und nichts, wogegen man sich wehren muss. Wir sind äusserst froh um solch erfahrene Professoren und Professorinnen.»

Kein «Rektor der Lösungen»

Die Probleme lägen nicht beim Lehrkörper, so der Dekan, sondern bei den Studierenden, die das Studium nicht ernst nehmen und es oftmals nicht bis zum Abschluss bringen würden. Die Uni Prishtina, insbesondere das Institut für Politikwissenschaft, geniesse ein tadelloses Ansehen als beste Universität im albanischsprachigen Raum, so Dugolli weiter. Auf die Frage, weshalb sich dennoch die meisten Studierenden für Stipendien und Masterstudienplätze im Ausland bewerben würden, erwidert der Historiker ähnlich diplomatisch: «Es ist nichts falsch daran und unseren Studenten und Studentinnen nur zu wünschen, dass sie Erfahrungen im Ausland sammeln und ihren weiteren Weg an einer anderen und vielleicht auch besseren Universität bestreiten. Das hat nichts damit zu tun, dass unsere Fakultäten keine guten Masterprogramme anbieten würden.» Dugollis Antworten sind zwar wohlüberlegt, aber widersprüchlich und, ähnlich jenen Demas im Fernsehinterview, ausweichend und belehrend. Er weigert sich während des Gesprächs, die angesprochenen Missstände als solche anzusehen, und bevorzugt es, die Probleme zu leugnen.

Die drei Studentinnen Diona, Blerta und Elira können Dugollis Vorwurf bezüglich unmotivierter Studierender nicht nachvollziehen. Elira erklärt, dass sie schon immer Englisch studieren wollte und nach ihrem Studium Lehrerin im Kosovo werden möchte. Dafür gebe sie alles. Blerta und Diona, die Politikwissenschaften im zweiten Semester studieren, erzählen mit Begeisterung über all das neu Gelernte. Angesprochen auf ihre Ziele und Berufswünsche erklärt Diona: «Ich möchte nach dem Studium Journalistin



Im Flur riecht es nach Kanalisation.

für politische Berichterstattung werden. Die Chancen und Bedingungen, sich selbst zu verwirklichen, sind für uns Studierende zwar schwierig, aber davon lassen wir uns nicht entmutigen.»

Es fehlt eine fähige Alma Mater

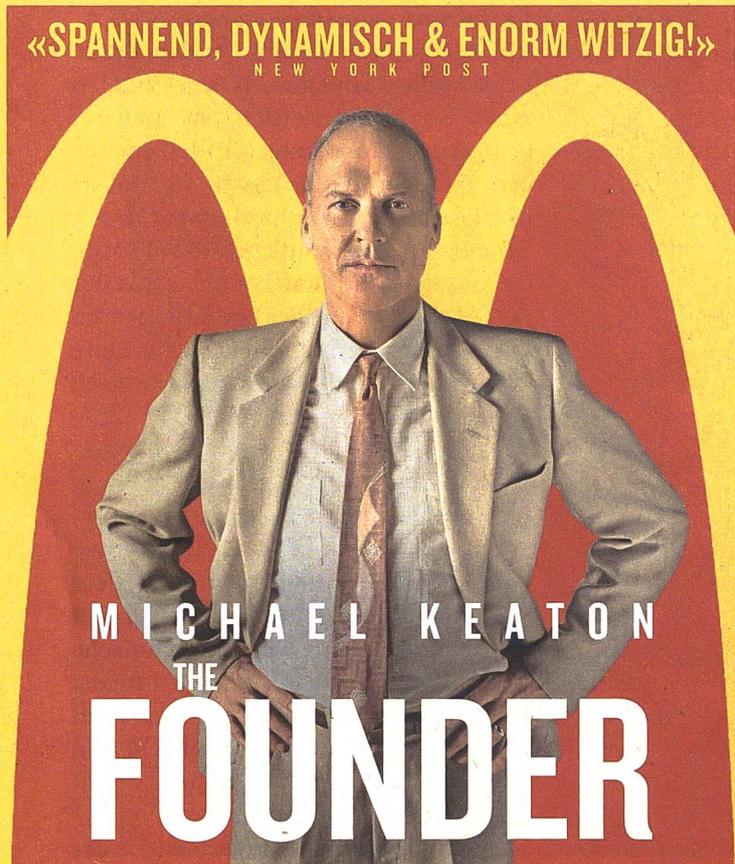
Die Bedingungen sind tatsächlich kaum zumutbar: Ein unangenehmer Geruch nach Kanalisation empfängt einen, wenn man das Mädchenwohnheim der Philosophischen Fakultät betritt. Auch Diona, Blerta und Elira teilen sich ein Zimmer. Dieses ist spärlich möbliert mit drei Betten, einem Schrank und einem Schreibtisch. Aber für eine eigene Wohnung reicht das Geld nicht, weshalb das Studentinnenheim für 35 Euro im Monat die einfachste Lösung für die Frauen ist.

Kosovos potentieller Elite mangelt es nicht an Motivation, sondern es fehlt eine fähige Alma Mater, die sie zu einer solchen heranzieht. Rektor Dema, der sich einst als der «Rektor der Lösungen» bezeichnete, übernimmt keine Verantwortung für den Bildungsauftrag seiner Institution. Die Jugend, die grösste Hoffnungsträgerin des kosovarischen Staates, treibt es, auf der Suche nach Förderung und einer Perspektive, ins Ausland, wo sie sich in die Elite eines fremden Staates eingliedert. Ein Verlust, der den Teufelskreis der Missstände bloss weiterdreht. ◇

«Das Problem liegt bei den Studierenden.»

«WIR LIEBEN KEATONS PERFORMANCE!»
ROLLING STONE

«SPANNEND, DYNAMISCH & ENORM WITZIG!»
NEW YORK POST



MICHAEL KEATON
THE
FOUNDER

BASIEREND AUF EINER WAHREN GESCHICHTE

20. APRIL IM KINO

ASCOT ELITE
Entertainment Group

ascot-elite.ch

**Für Dramen und Komödien
in vielen Akten. Die Kinokarte
für Filmlovers.**



Grandiose Säle für grossartige Filme und mehr Kino für weniger Eintritt. Bargeldlos und günstiger in Zürich in alle Arthouse Kinos, ins Riffraff und Houdini. Erhältlich über www.arthouse.ch oder an jeder Arthouse Kinokasse.

Auch unsere Partner sind Filmlovers:

Zürcher
Kantonalbank

TagesAnzeiger

TELE
ZÜRICH

arthouse
www.arthouse.ch

EINSTEIGEN BEI HAYS

HAYS Recruiting experts
worldwide

**ERFOLG IST
EINSTELLUNGSSACHE**

Du hast es in der Hand.

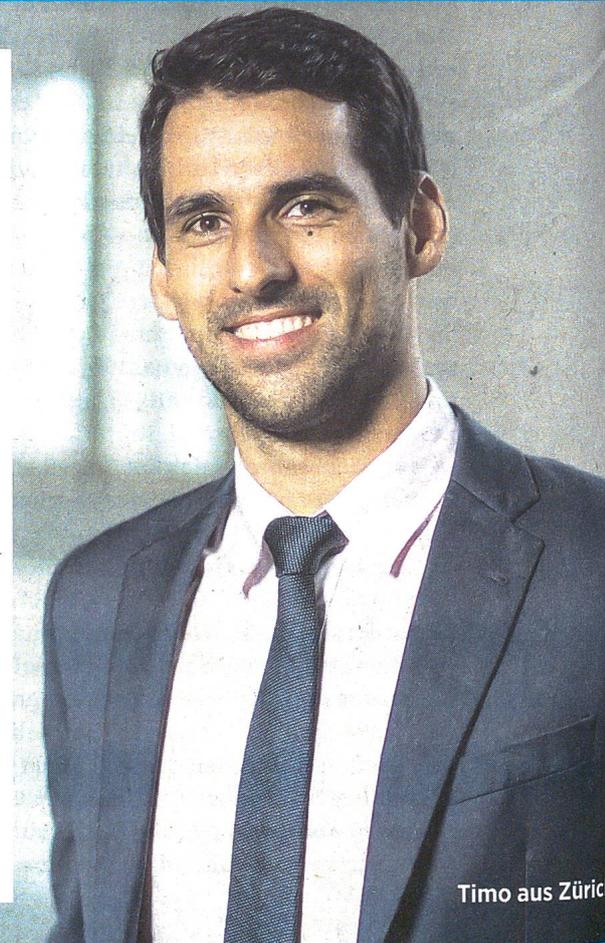
Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrepeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstossen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter:
hayscareer.net

Besuche uns auch auf: facebook.com/hayscareer.net

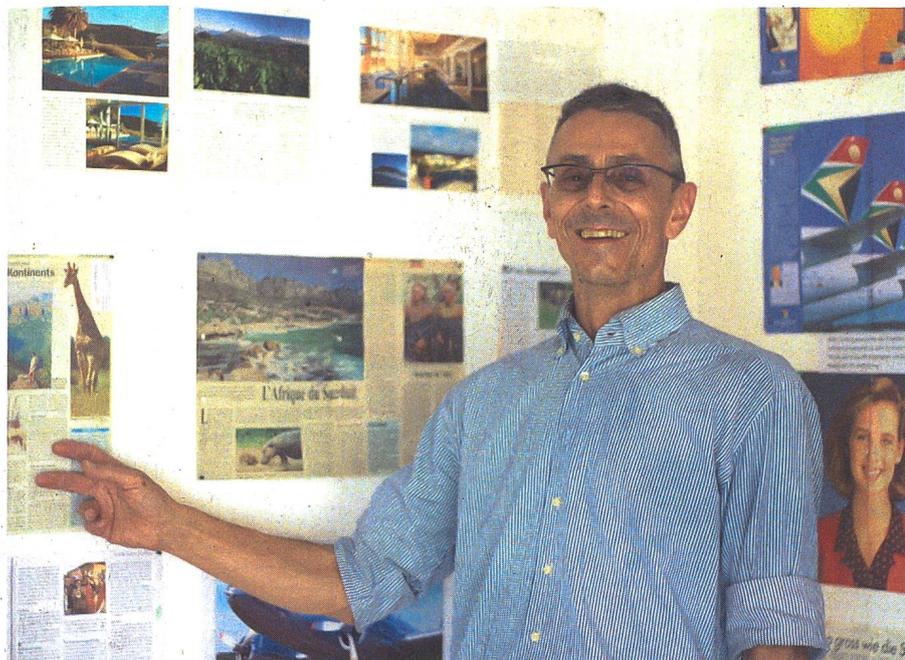


ACCOUNTANCY & TAX
ADVERTISING
AEROSPACE
AGRICULTURE
ANALYTICS
ARTS & CULTURE
AUTOMOTIVE
BANKING
BIOTECHNOLOGY
BUSINESS SERVICES
CAPITAL MARKETS
CHEMICALS
CONSTRUCTION
CORPORATE DEVELOPMENT
CORPORATE FINANCE
CORPORATE STRATEGY
DEFENSE
ENERGY
ENGINEERING
ENVIRONMENTAL
EQUIPMENT
FOOD & BEVERAGE
GENERAL MANUFACTURING
HEALTHCARE
HUMAN RESOURCES
INFORMATION TECHNOLOGY
INSURANCE
INTERNET
INVESTMENT MANAGEMENT
JEWELRY
LABOR RELATIONS
LEGAL
LOGISTICS
MANUFACTURING
MARKETING
MEDIA
METALS & MINING
NON-FERROUS METALS
OPERATIONS
PHARMACEUTICALS
PLASTICS
PULP & PAPER
RETAIL
SECURITY
SEMICONDUCTORS
SHIPBUILDING
TELECOMMUNICATIONS
TEXTILES
TOYS
TRANSPORTATION
TRUCKING
UNIVERSITY
WATER SUPPLY
WIRELESS
WORLDWIDE
ZOOLOGICAL



Timo aus Zürich

hayscareer.net



Stolz: Gerd Müller zeigt seine umfangreiche Fotosammlung.

Glückssache oder Handwerk?

Gerd Müller war jahrzehntelang als Fotojournalist unterwegs. Seine Werke will er nun in einem Buch erneut veröffentlichen.

Noemi Ehrat (Text und Bild)

Vor einem unscheinbaren Haus inmitten eines Kirchdorfer Wohnquartiers weisen mehrere handgemachte Schilder auf eine Wallpaper-Werkschau hin. Dahinter steckt der Zürcher Fotojournalist Gerd Müller, dessen Berichte und Bilder vergangenen März der Öffentlichkeit zugänglich waren.

Ausstellung in Eigenregie

Jede Wand des Hauses in Kirchdorf AG ist mit Fotos und Artikeln beklebt, die von Müllers Reisen um die Welt zeugen. Die auf Papier ausgedruckten Bilder zeigen unter anderem Nelson Mandela neben Bildern zur Apartheid in Südafrika, während Angela Merkel und Wladimir Putin nahe eines Artikels über Orangen-Utans hängen.

Die Idee zur Ausstellung hatte Müller, als er sich um das Haus einer verstorbenen Bekannten kümmerte. Das nun plötzlich leerstehende Haus nutzte Müller, um sein Medienarchiv durchzusehen. «Dieses Haus bietet mir eine einmalige Gelegenheit», erklärt er. In einer Galerie müsse man bei weniger Platz viel mehr bezahlen. Zudem diene die Ausstellung gleichzeitig als «Testgelände»: Müller will ein Buchprojekt über seine Erlebnisse realisieren. «Hier kann ich mit den Besuchern im Gespräch sehen, wen was interessiert, dies wird mir dann bei der Themenauswahl helfen», meint Müller.

Beeindruckende Begegnungen

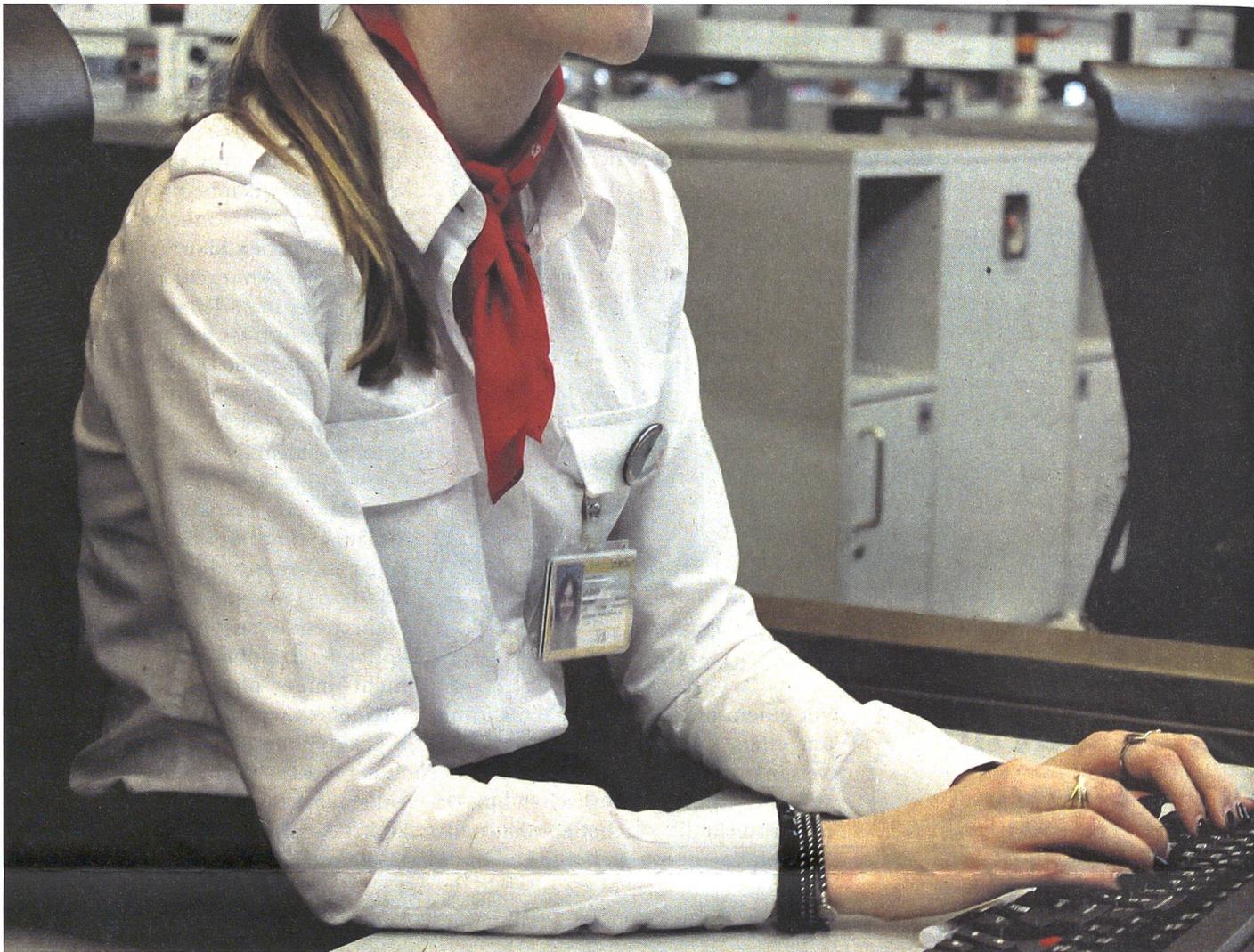
Ein Beispiel der faszinierenden Erlebnisse Müllers sind dessen Begegnungen mit Nelson Mandela. Gleich zweimal traf er diesen, erstmals kurz nach dessen Freilassung in Südafrika, das zweite Mal als frischgekrönter Nobelpreisträger in der Schweiz. Das Erstaunliche: Obwohl Müller Mandela in Südafrika bloss aus der Ferne sah, erkannte der Revolutionär ihn Jahre später in Zürich wieder. «Das hätte ich nicht erwartet», berichtet Müller, «ich hatte beinahe eine Herzattacke».

Keine Kunst

Fotojournalismus sei keine Kunst – hingegen sei es sehr oft eine Kunst, eine gute Reportage zu machen, so Müllers Meinung. «Improvisation und Flexibilität sind genauso wichtig wie das technische Handwerk, man muss offen sein und die Menschen für sein Anliegen begeistern können», erzählt er. Man könne ein Bild nicht immer planen, «deswegen hielt ich meine Kamera mit Autofokus immer bereit» – und selbst dann seien 95% der Bilder nicht zu gebrauchen. Im Fotojournalismus verschwimme somit die Grenze zwischen Glückssache und Handwerk. Müller selbst absolvierte ursprünglich eine kaufmännische Ausbildung und kam durch das Reisen zur Fotografie. Nach einem dreimonatigen Praktikum bei einem Studiofotografen beschloss er: «Das ist zwar schön, aber nichts für mich», und brachte sich den Rest autodidaktisch bei. «Als Fotograf ist man erst mal respektlos, da man zuerst fotografiert und dann fragt», erklärt Müller. Deswegen sei es wichtig, über die Kamera lächeln zu können, um nicht in den Bereich der Sensationspresse abzudriften.

Inexistenter Fotojournalismus

Mittlerweile hat sich Müller «aus dem Metier zurückgezogen», die heutige Rolle der Medien gefalle ihm nicht. «Fotojournalismus ist heute halbwegs inexistent und hat in den Medien komplett an Stellenwert verloren», berichtet er. «Früher verdiente man pro Bild 50 Franken, heute sind es bloss wenige Rappen, die zwölfseitigen Bildspreads sind aus den Magazinen verschwunden.» So sei es schwierig, als Fotojournalist zu leben. Könnte Müller einen letzten Auftrag wählen, würde er sich erneut mit Regenwäldern befassen. Jetzt konzentriert er sich auf sein Buchprojekt. ◇



Ermöglicht Begegnungen mit verschiedenen Menschen: Arbeit am Flughafen.

Arbeiten im Dienst des Studiums

Die Möglichkeiten, neben dem Studium Geld zu verdienen, sind vielfältig: Der Arbeitsalltag von vier Studentinnen deckt die 24 Stunden des Tages ab.

Melanie Baumgartner und Melanie Studerus
(Text und Bild)

Der Tag beginnt früh für die Luftverkehrsangestellte. Um Viertel nach vier morgens springt sie ins Auto und macht sich auf in Richtung Flughafen. Sie ist knapp dran: Die Zeit reicht gerade noch, um am Flughafen einzubadgen. Zur gleichen Zeit neigt sich der Arbeitstag der Barkeeperin langsam dem Ende zu. Aschenbecher müssen geleert und Flaschen weggeräumt werden. «Nach getaner Arbeit lassen wir den Abend im Team bei einem Bier ausklingen», erzählt sie. Um 05:30 Uhr sinkt sie todmüde ins Bett.

Morgen

Nach dem dritten Ausruf sind endlich alle Passagiere an Bord. Die Luftverkehrsangestellte schliesst das Gate und geht in die Frühstückspause. Sie schaut auf die Uhr: Es ist 05:45 Uhr. Den Vorteil ihres Nebenjobs sieht sie vor allem in der Flexibilität der Arbeitszeiten. So sind

Job, Freizeit und Studium grundsätzlich gut miteinander vereinbar. Zu schaffen machen ihr nur die sehr oft anfallenden Frühschichten, die erstens aus logistischen Gründen ein Auto voraussetzen und zweitens Schlafmangel verursachen, durch den sie nicht wirklich in der Lage ist, nach der Arbeit Grossartiges für die Uni zu leisten.

Um 07:46 Uhr kommt die Texterin im

«Auch wenn sich der Job langweilig anhört, gleicht kein Tag dem anderen.»

Büro an. Ihr Nebenjob ist vielfältig: In der Marketing-Abteilung, in der sie arbeitet, übernimmt sie Aufgaben wie das Anfertigen von Prospekten, das Aktualisieren der Websites und das Schreiben von Artikeln. Die Zwanzig-Prozent-Stelle lässt sich gut mit dem Studium kombinieren, da die Organisation des Stundenplans es auch beim Vollzeitstudium zulässt, sich jeweils einen Wochentag für die Arbeit frei zu halten – so bleibt das Wochenende heilig. Obwohl ihr Job als klassischer Bürogummijob gilt, erfordert er starke Nerven, wie sie findet: «Oft muss ich den Personen, die mir Informationen liefern, nachrennen, da sich leider nicht alle an Abmachungen oder Deadlines halten können.» Umso mehr freut sie sich, wenn das ganze Team etwas Grosses geschafft hat – die Organisation eines Messeauftritts etwa.

Die Luftverkehrsangestellte hat mittlerweile bereits alle Passagiere für den nächsten Flug eingecheckt. Sie muss oft diejenigen Passagiere beruhigen, die ihren Flug leider verpasst haben. «Nein, es tut mir leid, ich kann das Flugzeug nicht aufhalten, weil Sie den Stau am Gubrist nicht einberechnet haben.» Dieser Teil ihrer Arbeit braucht Geduld und manchmal auch Selbstbeherrschung. Und doch schätzt sie die kulturelle Vielfalt am Flughafen sehr: Auch wenn sich ihre Hauptaufgaben – das Einchecken der Passagiere und das Abfertigen der Flüge – vielleicht eintönig anhören, gleicht durch die Begegnung mit den verschiedensten Menschen, Kulturen und Sprachen kein Tag dem anderen.

Nachmittag

Um 12:33 Uhr geht die Texterin in die Mittagspause. Das Morgenmeeting hat wieder einmal länger gedauert. «Jetzt bin ich hungrig wie ein Löwe», denkt sie sich. Zur gleichen Zeit funktioniert die Luftverkehrsangestellte schon nur noch mit Kaffee. Immerhin ist das Ende der Schicht in Sicht. Um 14 Uhr endet ihr Arbeitstag.

Während die Luftverkehrsangestellte bereits Feierabend hat, sitzt die Texterin in einem Briefing für den nächsten Text, den sie schreiben soll. Inmitten der Sitzung fällt ihr ein, dass sie dringend noch ein Mail versenden müsste. Sie schreibt es sich schnell auf.

Erst jetzt beginnt der Arbeitstag der Instruktorin. Direkt nach der Uni um 17 Uhr macht sie sich auf den Weg ins Fitnessstudio. Dank einer Ausbildung darf sie sich offiziell Fitness-Betreuerin nennen. Sie arbeitet hauptsächlich an der Theke eines Fitnessstudios, wo sie den Gästen Auskunft zu Fragen aller Art gibt. Ihre wichtigste Aufgabe besteht in der Instruktion von Kunden an den Fitnessgeräten. Diesen Teil schätzt sie sehr, weil sie ihr Wissen weitergeben und ihnen helfen kann, Ziele zu erreichen. Der Job sei gut mit dem Studium zu vereinen, obwohl sie teilweise aus Zeitgründen Podcasts zu Hause nachschauen muss.

Die Instruktorin gerät immer wieder in Situationen, die ihr klarmachen, wieso sie so gerne mit Menschen arbeitet. Dass die Türen der Fitnessstudios klischeehaft jeden Januar eingerannt werden und die Leute sich innerhalb von drei Monaten einen Strandkörper antrainieren wollen, lässt sie immer wieder schmunzeln.

Abend

Um Viertel nach acht hilft die Fitnessinstruktorin einer Kundin, einen Trainingsplan aufzustellen. «Danach mache ich jeweils den Kontrollgang durch die Trainingsfläche und die Garderoben, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung

ist.» Ihre Schicht endet um zehn. Bis dann muss sie allerdings noch die Geräte, Garderoben und Duschen reinigen.

Während sich die Instruktorin auf den Heimweg macht, beginnt der Tag der Barkeeperin erst. Es ist mittlerweile 22 Uhr, doch es sind noch nicht sehr viele Leute da. «Das gibt mir die Möglichkeit, entspannt einen Kaffee zu trinken mit meinen Teamkollegen, bevor der grosse Andrang kommt.» Denn um zwölf ist die Party in vollem Gang – und die Barkeeperin dementsprechend im Stress. Pausenlos bedient sie die Kundschaft an der Bar, und wenn gerade niemand bestellen möchte, wäscht sie ab. Obwohl sie alle Hände voll zu tun hat, kann sie dennoch das Ambiente der Party geniessen.

Die Vorteile des Nebenjobs als Barkeeperin liegen auf der Hand: So ist sie bei jeder Party und jedem Konzert dabei. Ausserdem bezahlt sie nur jeweils die Hälfte, wenn sie selbst ausgehen möchte. Die tolle teaminterne Atmosphäre hilft ihr ausserdem, über die schlechten Arbeitszeiten hinwegzusehen. Obwohl die Nachtschichten der Uni zeitlich nicht in die Quere kommen, schwächen sie den Körper ziemlich – so, dass sie das restliche Wochenende braucht, um sich zu er-

holen. Die Barkeeperin kann ihr Pensum grösstenteils selbst bestimmen, während

«Ich mache mich auf Diskussionen mit Betrunkenen gefasst.»

der Prüfungsphase ein grosser Vorteil ist.

Gegen halb vier leert sich der Club langsam. «Dann rufe ich den Zapfenstreich aus und mache mich auf Diskussionen gefasst mit Betrunkenen, die noch nicht nach Hause wollen.» Ihr Tag ist allerdings noch nicht zu Ende. Jetzt geht es ans Aufräumen. Und während sie Aschenbecher leert und leere Flaschen wegräumt, steht irgendwo ganz in der Nähe die Luftverkehrsangestellte auf. Bald beginnt ihre Schicht. ◇

Halsbänder sind des Teufels — Die Nineties feiern gerade ihr modisches Revival. Unterwürfig wird dem Modediktat Folge geleistet und die Mom-Hose wieder mit flanneln Kurt-Cobain-Gedächtnishemden kombiniert. Abgerundet wird die Trenduniform mit dem Accessoire der Stunde: dem Choker.

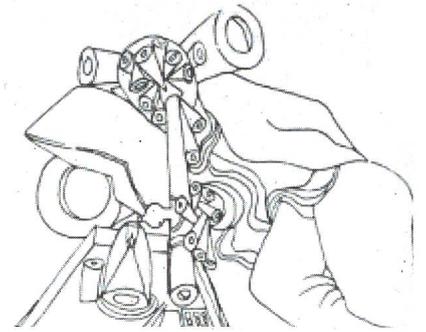
Für jene, die nun an ein mittelalterliches Folterinstrument denken: Bei dieser modischen Fehlschöpfung handelt es sich um ein Halsband, ein sogenanntes Kropfband, das sich eng um den Hals der ach so Hippen schmiegen soll. Bei den weniger trendversierten Mitmenschen erregt man aber nicht nur mit dem missverständlichen Namen Besorgnis. Das Accessoire mutet eher wie eine medizinische Halskrause als wie Schmuck an und hinterlässt den befremdlichen Eindruck, dass man sein Nackenleiden etwas modischer gestalten wolle. Oder noch viel schlimmer: Man sieht damit aus wie ein besonders extravaganter Hund. Mit grellglitzernden Strass-Steinen oder blitzenden Nieten besetzte Choker sind keine Hilfe beim Versuch, dieses Bild wieder zu verdrängen.

Die Modeindustrie kann sich nicht komplett neu erfinden. Aber dass Modegiganten ihr Diktat so weit treiben und die nach Luft ringenden Trendopfer an die Leine nehmen wollen, ist die neue Spitze der manipulativ-konformen Erniedrigung und gehört verteufelt. Deshalb können die Choker da bleiben, wo sie hergekommen sind: in den 1990ern!



Adelina Gashi

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Nachts im Museum

Die gegenwärtige Ausstellung im Literaturmuseum Strauhof beginnt mit unbeschriebenem Papier, einem Symbol für die Ideenlosigkeit von Autorinnen und Autoren auf der Suche nach dem grossen Wurf. Passend dazu gibt es im selben Museum ein Angebot für ideenlose Nachtschwärmerinnen und Nachtschwärmer auf der Suche nach – was auch immer: Jeden Donnerstag ist das Haus bis Mitternacht geöffnet. Das ist eine geistreiche Alternative zu «Netflix and chill» und ausserdem eine gute Gelegenheit, sich auf eine allfällige Party-Nacht einzustimmen. Besonders wenn der «Schreibrausch» auf dem Ausstellungsprogramm steht und gleich nebenan das Provisorium der Widder Bar mit Dutzenden sorgfältig gemixter Cocktails und erlesenen Spirituosen lockt.

Sinn und Zweck der verlängerten Öffnungszeiten ist allerdings nicht, das Nachtleben aufzumischen. Vielmehr kommen sie jenem Teil des Publikums entgegen, der tagsüber zu wenig Freizeit für kulturelle Aktivitäten hat. Trotzdem ist damit zu rechnen, dass man nach Sonnenuntergang vor allem jüngere Menschen im Strauhof antreffen wird. Und das dürfte durchaus im Sinn der Museumsleitung sein, stehen doch Museen unter Generalverdacht, nur grauhaariges Bürgertum anzulocken.

Aus dem gleichen Grund wandelt sich neuerdings denn auch das Landesmuseum regelmässig zum Nachtcafé: Immer am ersten Donnerstag im Monat findet die Veranstaltungsreihe «Lakritz» statt, im Rahmen welcher das Foyer der altherwürdigen Burg zur Bar umfunktionierte wird. Da gibt es nebst den Ausstellungen auch Konzerte und Cocktails bis 23 Uhr. Damit geht das Landesmuseum noch einen Schritt weiter als der Strauhof und lässt die Party schon in seinen Hallen beginnen. Mit solcherlei Genüssen kann das Literaturmuseum leider nicht aufwarten, zu wenig party-tauglich sind hier die Räumlichkeiten (und vielleicht auch die Nachbarschaft). Nichtsdestoweniger lohnt sich auch ein Ausflug hierhin. Gerade die Ruhe und Müsse, die einem tagsüber manchmal fehlt und an Wochenenden oft von Fluten anderer Besucherinnen und Besucher vermiest wird, findet man an Donnerstagabenden. Und der Rausch – welcher Art auch immer – ist auf jeden Fall garantiert. [cam]

**Museum Strauhof, Augustinergasse 9,
8001 Zürich. Landesmuseum Zürich,
Museumstrasse 2, 8021 Zürich.**



Von guten Tüchern und blutverschmierten Laken

Die Verpackung einer Sache färbt unweigerlich auf ihren Inhalt ab. Wie ein Verweis darauf nahm sich eine Stippvisite im Opernhaus aus. So stösst, wer das Programmheft durchblättert, zunächst auf Chanel und Breguet. Dabei sollte doch Orest, von Luxus wie von Packpapier umhüllt, an diesem Abend den Protagonisten geben.

Die meisten Besucherinnen und Besucher stellten, man kann es sich denken, keine armen Schlucker dar. Sie konnten sich etwas Haute Couture schon leisten und zeigten das auch in den güldenen Fluren. Obschon Kleidervorschriften offiziell inexistent sind, ist ein gewisser Dresscode doch angeraten. Nicht nur im Bademantel würde man hier ein Statement machen. Auch mit Jeans könnte man sich einbilden, hie und da ein paar missgünstige Blicke aufzufangen.

Dass die Besuchenden neben den guten Tüchern auf dem Leibe auch wirklich gut betuchelt sind, legen zumindest die Ticketpreise nahe. Die guten Plätze kosten 100, die besten auch mal 300 Franken. Studierende sind aber von der Hochkultur nicht ausgeschlossen: Sie profitieren von einem sagenhaften Rabatt und zahlen für die verbleibenden Plätze (ganz gleich, welcher Klasse) 20 Franken.

Im Saal angekommen, können sich auch Langzeitstudis wundersam verjüngt fühlen. Zahlreich auch an dieser Veranstaltung das bereits etwas ältere Publikum, die nicht etwa mit Klassikern lockte. Manfred Trojahn stand auf dem Programm, ein moderner, tatsächlich noch lebender Tonkünstler.

Um den Parkettplatz glänzen rings die Balkone, von der Decke blickt, verschwenderisch umrankt, Herr Wagner auf die Gesellschaft herab. Parfümschwaden – die etwa den musikliebenden Thomas Bernhard aus der Oper getrieben hatten – können keine wahrgenommen werden. Das mag aber auch an einem ramponierten Riechorgan und weniger an der

Operngesellschaft liegen.

Dann erlöscht das Licht. Die Mini-Oper (Aufführungsdauer rund 80 Minuten) beginnt. Von oben, von unten ein Zischen; ein scharfes, ein schneidendes «S»: Orest, Orest, Orest! Orest schreckt auf, blickt wild um sich. Starr, wie eine Untote, sitzt im Hintergrund seine Mutter, ihre Laken voll mit Blut. Er hat sie ermordet, diese zuvor seinen Vater. So läuft das im alten Griechenland

Wie anders plötzlich, wie viel anders diese Szenen. Und diese Musik, dieser Klang, dieses beständige Aufschreien des Orchesters – das passt nicht zur aufrechten Bürgerlichkeit, zu Lackschuhen und zum Nippen am Cüpli. Die Frage sei erlaubt: Würde sich das Publikum einen solchen Plot auch antun, wenn er sich auf bescheideneren Brettern abspielte?

Orest, der gar nicht morden will, wird derweil auf der Bühne zu neuer Bluttat getrieben. Niemand Geringeres als Helena, die schönste aller Frauen, erliegt nun seinem Dolch. Gerechtigkeit hat ihn dazu getrieben, die Morde sind legitim; legitime Rache (schliesslich hat die Gute einen ganzen Krieg ausgelöst). Doch als er auch noch ihre Tochter meucheln soll, kann er nicht mehr, verfängt sich in ihrem Blick und wankt von dannen.

Als sich der Saal erneut erhellt, erstahlt wieder schöne alte Welt: hehre, herausgeputzte Bürgerlichkeit. Nachdem sich Orest aus dem Packpapier herausgeschält hat, wird er nun wieder davon zugedeckt. Freilich, man tut der Oper Unrecht, wenn man sie nur damit, nur mit dem Drumherum verbindet. Es ist Verpackung, und auch wenn diese zugegebenmassen abfärbt: Der Inhalt lohnt sich. [tob]

Studierende können mit ihrer Legi ab 13.- in die Oper: www.opernhaus.ch.



Matura-Rock

Vor fünf Jahren komponierten Basil und Vali für die Maturarbeit zusammen einige Songs. Kurz darauf gründeten sie mit drei Freunden eine Band. Will man sie beim Genre nennen, dann sind sie am ehesten eine Indie- oder Brit-Rockband – mal energiegeladen, mal melancholisch; doch immer mit einem rockigen Beigeschmack.

Das fünfte Mitglied hat die Band bereits verlassen, dabei sind Mr. Leader & Orchestra bisher erstaunlich skandalfrei geblieben. Sie schauen wahnsinnig gerne «Tatort» im Public Viewing und haben sich eben erst eine Wohlfühlampe gekauft, um dem Vitamin-D-Mangel vorzubeugen.

Beobachtet man die vier bei ihrer Leidenschaft, erkennt man nicht nur ihre musikalische Kreativität, sondern auch ihre langwährende Freundschaft. Das kreative Schaffen in der Band sei denn auch relativ harmonisch: Texte und Melodien werden vorwiegend gemeinsam verfasst, nur Raphi nimmt bei zu exotischen Ideen ab und zu sein Veto-Recht wahr und holt seine Freunde aus fantastischen Schwelgereien auf den Boden der Realität zurück. Er muss es wissen, studiert er doch schliesslich Jazz.

Ihr Musikstil sei «irgendwo zwischen Berlin und London liegengeblieben», erklärt uns Cyrill. Das bedeutet, dass die vier Jungs aus dem Thurgau zum einen ihre Inspiration aus verschiedensten Stilen ziehen und sich zum andern weigern, ihre Musik in eine klare Schublade zu stecken.

Mindestens eine Konstante sei der Band jedoch gegeben: Mr. Leader & Orchestra haben den Anspruch, dass das jeweils nächste Stück das beste wird, das sie je geschrieben haben. Ihr Ziel ist aber nicht der kommerzielle Erfolg, sondern, durch ihre Musik Stimmung zu verbreiten. Auch wenn sie tagsüber relativ ruhige Persönlichkeiten sind, drehen sie abends auf und überraschen mit einer Bühnenpräsenz, die man ihnen nicht zugestraft hätte. So muss sich das Publikum schon sehr zusammennehmen, will es nicht von der Atmosphäre mitgerissen werden. [mst/mba]

Nächstes Konzert: Am 19. Mai in der Halle 142 auf dem Sulzareal in Winterthur.



Eine von vielen. Labormaus im Laboratory Animal Services Center.

Versuchen geht über Tierwohl

Tierversuche sind ein ethisches Dilemma. Sie werden auch an der Universität Zürich durchgeführt.

Tobias Bolli und Charlotte Richter

Wenig erhitzt so zuverlässig die Gemüter wie das Thema Tierversuche. Tonangebend sind vor allem absolute Standpunkte. Dabei stellt sich die Problemlage als Dilemma dar: Auf der einen Seite steht der Mensch, auf der anderen das Tier. Ein verengter Fokus auf nur eine Partei ist wenig zielführend. Nicht entziehen können sich dieser ethischen Debatte die Universitäten, da die Forschung auf Tierversuche nicht verzichten mag. Daher beschäftigt die UZH zwei Tierschutzbeauftragte, Michaela Thallmair und Susi Heiden. Ihre Aufgabe ist es nicht nur, dafür zu sorgen, dass die Anzahl Versuche reduziert wird, sondern auch, das Wohlergehen der Versuchstiere zu verbessern und die Forschenden im Bereich Tierschutz zu schulen.

Unterschiedliche Tierversuche

Thallmair und Heiden beraten Forschende beispielsweise bei der Planung

von Experimenten, fungieren als Kontaktpersonen und sind für die Kontrolle der laufenden Versuche verantwortlich. Dabei können sie nicht nur auf Mängel hinweisen, sondern Veränderungen notfalls auch gegen den Willen der Forschenden durchsetzen. Es sei jedoch kaum je dazu gekommen, dass sie Änderungen hätten forcieren müssen. Heiden und Thallmair versichern: «An der UZH hat der Tierschutz unter den Forschern einen sehr hohen Stellenwert.» Um die entsprechende Sensibilisierung zu fördern, wird eine gute Auswahl an Aus- und Weiterbildungskursen angeboten, die neben dem fachlichen Wissen vor allem auch eine Denkweise vermittelt, die das Tierwohl ins Zentrum stellt, erklärt Heiden.

Wichtig zu verstehen ist beispielsweise, dass sich nicht alle Tierversuche gleichsetzen lassen. Kein Versuch in der Schweiz entspricht dem grausigen Bild einer Katze mit angebohrter Hirnregion, das man aus

den sozialen Medien kennt. Zwar kommt es tatsächlich zur belastenden Krebsforschung an Mäusen, als Tierversuch gilt aber auch eine harmlose Untersuchung von Kaulquappen im Rahmen eines Artenschutzprojekts. Da es aber nicht sinnvoll ist, alle diese Versuche über einen Kamm zu scheren, wird eine Belastungsskala angewendet, die die Schweregrade 0 bis 3 kennt. Dabei ist zu beachten, dass bereits die Kastration eines Haustieres unter die Kategorie 1 fällt. Eine Fütterungsaktion liegt bei Schweregrad 0. Irritierend scheint hingegen die Zuordnung des tierschutzkonformen Tötens zu eben diesem Schweregrad. Ihn mit einer Fütterungsaktion gleichzusetzen, wirkt zynisch, folgt aber der inhärenten Logik des Tierschutzgesetzes, in dem der Wert des Lebens selbst ausgeklammert und stattdessen auf das Leiden fokussiert wird.

Beinahe 80 Prozent der Versuchstiere an der Universität Zürich sind Mäuse. Im Jahr 2015 wurden knapp 65'000 Mäuse zu Forschungszwecken eingesetzt. Neben Nagetieren bilden einige wenige Schafe die einzige andere Versuchstiergruppe, mit welcher Versuche des Schweregrades drei durchgeführt werden. In diese Kategorie gehören tödlich verlaufende Infektions- und Krebskrankheiten.

Grosses Verbesserungspotential

Im Zentrum beim Umgang mit Tierversuchen steht das sogenannte 3R-Modell. 3R steht für *replace*, *reduce* und *refine*, also dafür, Tierversuche durch Alternativmethoden zu ersetzen, weniger Tiere pro Versuch zu verwenden und deren Wohlbefinden über das gesetzliche Mass hinaus

Töten fällt in dieselbe Kategorie wie Füttern.

zu fördern. Dem ethischen Prinzip, das erstamls 1959 formuliert wurde, hat sich mittlerweile die Mehrheit der westlichen Forschungsgesellschaft verpflichtet. Als häufigsten Verstoß gegen die 3R-Regeln, den Thallmair und Heiden bei ihren Kontrollen beanstanden, nennen sie isoliert gehaltene Nagermännchen. Das sei zwar gesetzlich verboten, doch seien Mäusemännchen, die einmal als Zuchttier benutzt wurden, praktisch nicht mehr zu



Reichlich Platz. Bis zu fünf Mäuse werden in solchen Käfigen untergebracht.

resozialisieren. Sie verhalten sich höchst aggressiv gegenüber anderen Männchen und beißen einander im schlimmsten Fall tot. Um das zu verhindern, sollten die Männchen mehrfach begattet, nicht zu lange isoliert gehalten und im Anschluss baldmöglichst euthanasiert werden.

Auch wenn die Schweiz lange Vorreiterin in Sachen Tierschutz war, sehen die Tierschutzbeauftragten dennoch ein grosses Verbesserungspotential. «Momentan besteht ein Defizit bei der Finanzierung von 3R-Projekten», so Heiden. Seit ein von Seiten des Kantons, Universitäten und der Industrie finanziell getragener Dachverband für 3R-Projekte entstehen sollte, ist

die Geldverteilung praktisch eingefroren. Keiner möchte in Antizipation des nahenden Zusammen-

schlusses noch Gelder aus dem eigenen Topf bereitstellen. Dabei liessen sich doch gerade im Bereich Refinement mit geringem Aufwand Verbesserungen für das Tierwohl erzielen, sagt Heiden.

Finanziell aufwändiger, aber vielversprechend sieht Thallmair die Möglichkeiten im Bereich Alternativmethoden: *Organs-on-a-chip* sind Organewebe auf einem künstlich hergestellten Zellträger. Hierbei können verschiedene Organge-

webe wie zum Beispiel eine Lunge ein Herz miteinander verbunden werden. Damit ist es möglich, physiologische Prozesse viel zuverlässiger zu simulieren, als dies bei herkömmlichen, isolierten Zellkulturen der Fall ist. Bezogen auf die Grundlagenforschung befinden sich diese Ansätze allerdings noch in den Kinderschuhen und eine gezielte Entwicklung und finanzielle Förderung sind daher umso wichtiger.

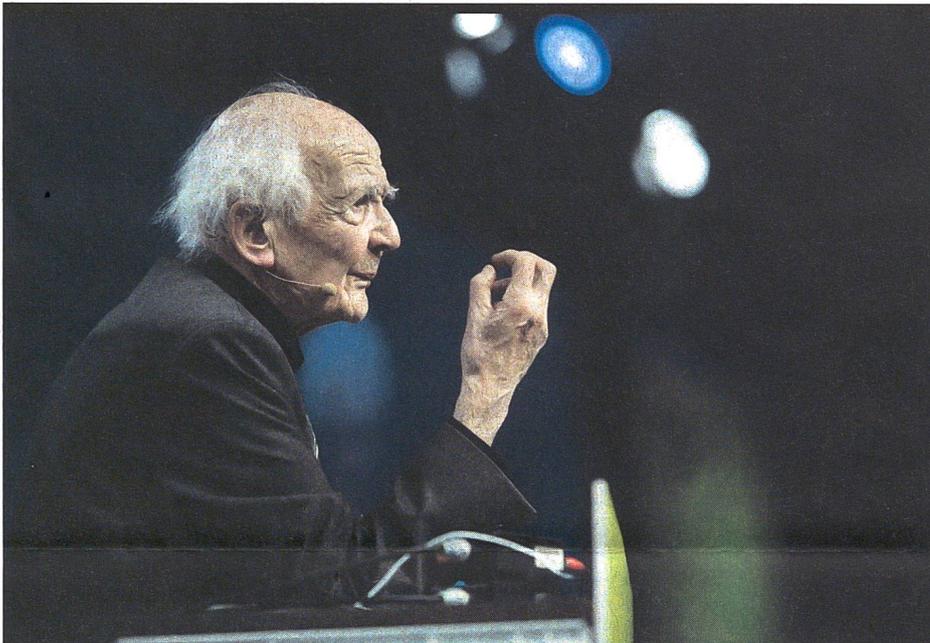
Fehlende Kommunikation

Ein weiteres Problem ist bei der Kommunikation innerhalb des Forschungsfelds zu finden. All jene, die Laborarbeit durchführen, erleben immer wieder, dass viele durchgeführte Versuche bereits von anderen Forschungsgruppen getestet und verworfen wurden. Diese Resultate werden aber in der Regel nicht veröffentlicht. Was bei der gewöhnlichen Laborforschung ärgerlich ist, ist im Bereich der Tierversuche tragisch, stirbt doch bei jedem überflüssigen Versuch ein Tier zu viel. Deswegen verstehen sich die Tierschutzbeauftragten auch als Expertisenvermittlerinnen und schaffen Kontakte zwischen den Forschungsgruppen, damit sich Versuche mit Tieren, deren Scheitern vorausgesagt werden kann, nicht wiederholen. Laut Thallmair wären wissenschaftliche Journale, die Negativ-Ergebnisse publizieren; dabei sehr hilfreich. ◇

Lest Zygmunt Bauman!

Der verstorbene Soziologe hat einen scharfsinnigen Essay über Migration verfasst. Dieser sei allen ans Herz gelegt.

Oliver Camenzind



Engagiert bis ins hohe Alter: Soziologe Bauman.

«Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?» So lautet Max Frischs provokative erste Frage in den Fragebögen des zweiten Tagebuchs. Einer, der ruhigen Gewissens mit «Ja» hätte antworten können, war Zygmunt Bauman. Vom polnischen Soziologen, der diesen Januar mit 91 Jahren verstorben ist, erschien noch letztes Jahr ein Buch, das sich mit «Migration und Panikmache» auseinandersetzt.

«Moralische Panik»

In seinem letzten Text, «Die Angst vor den anderen», nimmt Bauman sich der Art und Weise an, in der in Politik und Medien gegenwärtig über Migration geschrieben und gesprochen wird. Diese habe mit einer «moralischen Panik» den Grund dafür heraufbeschworen, dass Menschen, die auf der Suche nach einem

besseren Leben ihre Heimat verlassen haben, in Europa zum Problem erklärt werden und Migration pauschal zur «Migrationskrise» gemacht wird.

Wenn moralische Panik die Furcht vor einer Bedrohung des allgemeinen Wohls ist, dann ist leicht zu erraten, dass mit der – vermeintlichen – Bedrohung die ankommenden Geflüchteten gemeint sind. Die Gefahr, die scheinbar von den fremden Menschen ausgeht, ist indes bloss eine konstruierte. Konstruiert aus politischem Kalkül, um Handeln zu rechtfertigen, das nicht den eigentlich geltenden moralischen Prinzipien entspricht. Bauman beschreibt dieses Phänomen, in dem Denken und Tun nicht mehr übereinstimmen, mit dem Begriff der «kognitiven Dissonanz».

Es ist einfach, hält der einstige Professor an der Universität Leeds fest, Tausende Menschen unter generellen Terrorismusverdacht zu stellen, um ihre

Situation so der moralischen Bewertung zu entheben – oder sie, in Nietzsches Worten, ins «Jenseits von gut und böse» und also zurück in die Ursprungsländer zu verfrachten. Einfacher jedenfalls, als sich auf Fremdes einzulassen, was immer auch bedeutet, Missverständnisse und Konflikte in Kauf zu nehmen.

Wille zur Kooperation

Zygmunt Bauman hält keine allgemeingültigen Lösungsvorschläge bereit; er ist Wissenschaftler genug, um einen solchen deus ex libro als unrealistisch zu erkennen. Aber er weiss Rat und propagiert mit den Worten Anthony Appi-ahs und aller Dringlichkeit «als Königsweg» einen Dialog zwischen Menschen, «Gespräche, die über Grenzen hinweg geführt werden», wenngleich dieselben «Genuss oder eine Qual sein» können. Seine Devise ist die Solidarität, der Wille zur Kooperation anstelle der Angst vor den anderen.

Bestechend an den Analysen ist aber weniger ihr Fazit als der ruhige, jedoch immer kompromisslose Ton, in dem der Autor sie vorbringt. Bauman hält sich von Wehklagen fern und zeigt dafür umso deutlicher die Fadenscheinigkeit einiger politischer Parolen auf, die leider schon viel zu sehr zur Gewohnheit geworden sind.

Langfristiges Denken

Texte wie «Die Angst vor den anderen» sind in ihrem Stellenwert umso höher einzuschätzen, wenn wir uns vor Augen halten, dass Migration ebenso wenig ein neues wie ein kurzfristiges Phänomen ist. Und deshalb sollten wir sie lesen, wenn auch uns die Erhaltung des Menschengeschlechts wirklich interessiert. ♦

Zygmunt Bauman: Die Angst vor den anderen. Suhrkamp 2016.



ALTERNATIVE
BANK
SCHWEIZ

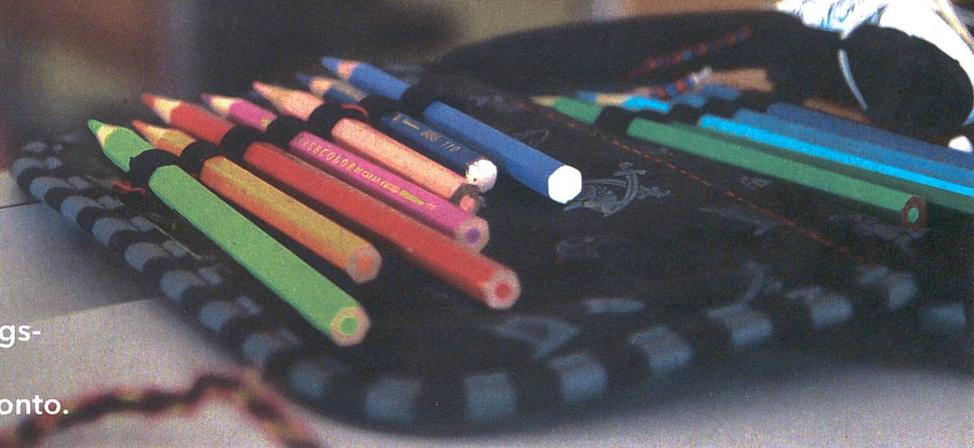
Anders als Andere.

Ausbildungskonto

Das Konto für junge Erwachsene in Ausbildung

Alternative Bank Schweiz:
Die Bank mit positiver Wirkung
auf Gesellschaft und Umwelt.

Eröffnen Sie jetzt das Ausbildungs-
konto mit Gratis-Kontoführung
unter www.abs.ch/ausbildungskonto.



Und was ist dir zu teuer?

Jetzt unter zuteuer.ch mitmachen und gewinnen!


DENNER
50 Jahre günstiger für alle

microspot.ch

Der Preis entscheidet.

TOP ANGEBOTE ZU SPEZIALPREISEN FÜR STUDENTEN UND SCHÜLER

Weitere Informationen unter:
www.microspot.ch/education

14"



2499.-

LENOVO NOTEBOOK

14" THINKPAD X1 CARBON ART. 1191950

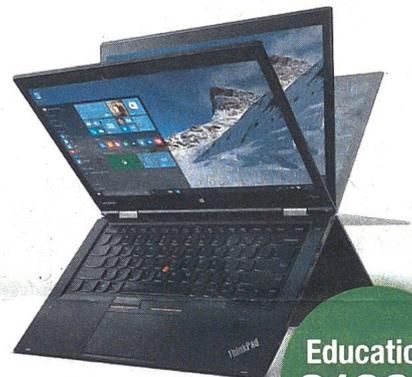
Promocode: LV2-96ES-GT6A-TACR

▪ Intel Core i7-6500U, 2.5 GHz Dual Core ▪ RAM-Speicher 8 GB DDR3 ▪ 512 GB SSD
SATA III ▪ Intel HD Graphics 520 ▪ 14"-FHD-IPS-Display, 1920x1080px ▪ WLAN, Bluetooth
4.1, 3x USB 3.0, HDMI, mini Display Port, Kopfhöreranschluss

Education*
1499.-

14"

LTE-A MODUL



3699.-

LENOVO CONVERTIBLE

14" THINKPAD X1 YOGA ART. 1226077

Promocode: LV5-R7ND-GP3C-XEWX

▪ Intel Core i7-6600U, 2.6 GHz Dual-Core ▪ RAM-Speicher 16 GB LPDDR3 ▪ 512 GB
SSD SATA3 ▪ Intel HD-Grafikkarte 520 ▪ 14" WQHD IPS-Touchdisplay 2560x1440px
▪ Windows 10 Pro, 64-bit ▪ Fingerabdruckscanner

Education*
2199.-

13.3"



1679.-

APPLE MACBOOK AIR 13.3"

I7 2.8 GHZ 8GB 512GB ART. 1168717

Promocode: A13-1EH5-4CBX-MB4E

▪ Intel Core i7, 2.2 GHz Dual Core ▪ RAM-Speicher 8 GB LPDDR3 ▪ 512 GB SSD
▪ Intel HD-Grafikkarte 6000 ▪ 13.3"-LED-Display 1440x900px
▪ Bluetooth 4.0, HDMI, 2x USB 3.0, Thunderbolt 2, SDXC-Steckplatz

Education*
1499.-

13"



2199.-

**APPLE MACBOOK PRO 13" MIT
TOUCH BAR SPACEGREY** ART. 1238871

Promocode: A22-8MZ1-CKMF-4M8Y

▪ Bis zu 3.5 GHz Dual Core Intel Core i5 ▪ RAM-Speicher 8 GB LPDDR3
▪ 256 GB SSD ▪ Intel Iris Graphics 550 ▪ 13" Retina-Display (2560x1600)
▪ BLT 4.2, WLAN, 4x Thunderbolt 3 USB-C ▪ macOS Sierra

Education*
1899.-

*Education-Preis ist nur gültig für immatrikulierte Studenten und Schüler

Unsere Preise verstehen sich in CHF inkl. MwSt. Irrtümer, Druckfehler und allfällige Mengenbegrenzungen vorbehalten. Solange Vorrat. Preisänderungen vorbehalten.